L. g.
0 495
2

Aquarelle

von

A. Lewald.

Zweiter Theil.

Aquarelle

aus dem Leben.

Von

August Lewald.

Zweiter Theil.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Aquarelle

aus dem Leben.

Inhalt.

		Seite
I.	Reisende Engländer	1
II.	Schatzgraben	23
III.	Gelhart	50
IV.	Der Graf von Cleve	74
V.	Heine	89
VI.	Das Glück in Baden	140
VII.	Häusliche Bilder	150
VIII.	Danzig	165
IX.	Venedig's Gärten	185
X.	Maler Lepaulle	197
XI.	Excursionen in Ostpreußen	208
XII.	Ina	241

I.

Reisende Engländer.

Die Engländer haben uns andern armen Erdensöhnen das Reisen verdorben. Ich spreche nicht von jenen Lords, die mit ihrer persönlichen und angebornen Herrlichkeit zugleich ihren ambulanten Palast im ersten besten Hafen des Continents ausschiffen lassen. Das sind keine gewöhnlichen Erdensöhne mehr, sondern mindestens Halbgötter. Nein, jene Engländer meine ich, Schneider und Apotheker, die zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit in ihrem Vaterlande gelangt sind, Oberoffiziere auf halbem Sold, Verliebte, die gegen den Willen ihrer Aeltern sich verbunden

haben, kurz den ganzen Troß eleganter Nomaden, wie man sie überall antreffen kann, die Alles kennen lernen wollen, alle Moden mitmachen, in Frankreich Fricassées und in Italien Maccaroni essen, sich aber immer dabei nach Englands Fleischtöpfen sehnen, und in Anzug, Gang, Haltung, Manier, Gesinnung stets ihre Originalität behaupten. Diese Leute würden in England ihren gesalzenen Häring essen und ihre Pinte Porter trinken in einer schlechten Winkelschenke, und bei uns sitzen sie auf den ersten Plätzen, heißen „von,“ als wären sie Alle geborene Wiener, werden in der Fremdenliste als „Edelleute“ aufgeführt, bei Hofe vorgestellt u. s. w. Eine weise Sparsamkeit ist stets der erste Hebel, der diese antreibt, Albions Küste zu verlassen. Ein Paar Jahre in Deutschland oder Italien zugebracht, und ein ganzes Schuldenwesen ist zur Zufriedenheit der Gläubiger geordnet, oder es sind Ersparnisse gemacht, um irgend ein Landgut kaufen, irgend ein neues Geschäft aus eigenen Mitteln begründen zu können.

Ich habe vielfältig Gelegenheit gehabt, reisende Engländer zu studieren. Sie sind mir von allen Ständen vorgekommen. Der Soldat, der Ostindien und China gesehen, der Maler, der hundert Guineen für ein Porträt sich zahlen läßt, der Musiker, der in eigener Equipage zu seinen Schülern in London herumfuhr, ein kleiner Apotheker aus Waterford in Irland, Mr. Blunt, Schneider aus Birmingham, Josua Israels Esquire, der Banquier, letztere zwei mit ihren Damen; und Alle waren, bei aller Verschiedenheit, darin sich gleich, daß sie großen Hang zu Naturschönheiten hatten, bei allen Gelegenheiten sich knauserig zeigten und dennoch mehr als ein Anderer bezahlten, und eine verstohlene Neigung zu blutigsaftigem Rindfleisch niemals zu unterdrücken im Stande waren.

Die oben genannten sechs Herren und zwei Damen bildeten eine Gesellschaft, die ich vor einem Jahre in der Grafschaft Tyrol antraf, welche mit vollem Rechte verdiente, wenigstens gefürstet zu werden, da sie so königlich schön ist. Um mit

den Damen anzufangen, so waren sie in grau leinene, kurze Blousen und eben solche Pantalons gekleidet, und trugen dazu Strohhüte mit breitem Rande, grünen Schleiern und verschossenen Bandschleifen. Die Herrn hatten alle ohne Ausnahme ihren altenglischen Nationalstolz abgelegt, und dafür alte englische Röcke angezogen, die am Ellenbogen oder unter der Achselhöhle bedeutend zerrissen waren; dabei führten in den Wirthshäusern immer nur zwei das Wort, die sich unserer Sprache mit Geläufigkeit zu bedienen wußten, und die Andern schwiegen ganz, was einem ächten Engländer nicht schwer wird, oder sie sprachen nur unverständlich und murmelnd, was ihnen auch keinen Zwang auferlegt. Und sollte man es wohl denken? trotz dieser Vorsichtsmaßregeln, die sie nur vor dem Uebervortheilen der Wirthe schützen sollten, wurden sie gleich für das, was sie waren, genommen, und ich selbst, der zufällig mit ihnen reiste, mußte meinen wackern deutschen Landsleuten eine englische Zeche bezahlen. Dessen ungeachtet wurden die Leute mit den zerrissenen Röcken

immer vorgezogen; sie erhielten die besten Zimmer und Betten, und einmal sogar, es war in Val di Ledro, wo wir getrennt in zwei Zimmern aßen, sah ich ganz deutlich, wie man den Nachkommen der Angelsachsen einen großen fetten Truthahn servirte, während ein ächter Germane sich mit einer jämmerlichen Taube begnügen mußte. Beim Bezahlen räumte uns dennoch der Wirth gleiche Rechte ein, und nannte uns Alle durch die Bank: „Meine Herrn Fremden!" welches immer so viel als Engländer bedeutet. Dies ist schon ein Grund, der uns das Reisen verleidet, nicht zu gedenken des andern, den Lord Byron anführt: daß man gezwungen ist, auf jedem schönen Punkte, in jeder herrlichen Landschaft, bei jedem Kunstwerke einen Haufen Engländer als Staffage mit hinzunehmen und sich von gelispelten, gezwitscherten und gestotterten Ausrufungen umschwirrt zu hören.

Meine Gesellschaft kam vom Comersee durch das Valtelin und hatte in rauher Jahreszeit den Monte Stelvio passirt, diese wunderbarste aller

Straßen, die selbst Engländer in Erstaunen setzen kann. Einem von ihnen waren beide Schenkel von einer herabstürzenden Lawine zerschmettert worden, und das war ein sehr unerfreuliches Abenteuer. Man hatte es ihnen vorausgesagt in Bormio, daß es nicht rathsam sey, über das Stilfser Joch zu gehen, aber sie wollten es dennoch wagen, und die ungalante Ortelerspitze sandte dem fashionablen Gentleman diesen plumpen tyrolischen Gruß hernieder. Der arme Landsmann lag nun in Glurns beim Pfarrherrn und ließ sich kuriren und pflegen.

Obgleich diese Leute schon viele Monate zusammen reisten und das Chamounithal, Savoyen, und Oberitalien durchstrichen hatten, so warfen sie sich doch bei jeder Mahlzeit Fragen hin, als ob sie erst jetzt das Vergnügen einer flüchtigen, zufälligen Zusammenkunft genößen. Besonders war der Soldat, ein Mann in den Fünfzigen, unerschöpflich in Fragen, zum größten Verdrusse des Apothekers, der noch jung, ganz Aufmerksamkeit und Etikette für seine zart gebaute

Ehehälfte war, und sich ungern darin stören ließ. Der Soldat war aber Naturforscher und hatte bei seinem langen Aufenthalte in fremden Welttheilen eine bedeutende Sammlung von Merkwürdigkeiten aus den drei Reichen, nicht von Britanien, sondern der Natur angelegt, die er noch immer zu vergrößern bemüht war. Sechs oder acht Taschen befanden sich in seinem Rocke, und diese strotzten alle, wenn er im Nachtquartier angekommen war. Dann wurden manchmal die Herrlichkeiten hervorgezogen und gezeigt: Feldmäuse, Murmelthiere, Schlangen, Käfer, Pflanzen, Steine — Alles bunt durch einander. Das Ausbalgen, Skeletiren und Ausstopfen füllte seine früheften Morgenstunden aus, und ein sehr bequem eingerichtetes Necessaire, das seine Instrumente enthielt, beherbergte auch in seinen Fächern die wachsende Sammlung und wurde von einem Menschen, den er in jedem Ort dazu miethete, dem Besitzer nachgetragen. Oft verließ er die Gesellschaft halbe Tage lang, um seiner naturhistorischen Jagd nachzugehen, und dann war es manch-

mal Josua Israels Esq., der Bankier, der sich ihm anschloß. Dieser hatte besondere Neigung zur Metallurgie, und wünschte sich nebenbei von den Erd- und Steinlagern zu unterrichten, weil er selbst bei großen Bergwerken in Amerika für bedeutende Summen interessirt war. Durch dieses öftere Beisammenseyn hatte sich nun ein Staat im Staate gebildet; nämlich eine gewisse Convention zwischen dem Soldaten und dem Banquier, die unter sich andere Gesetze erkannten und andere Zeichen zu ihrer Verständigung erfunden hatten, als die, welche der Gesellschaft im weitern Sinne bekannt waren. Der Banquier war ein sehr gefälliger Mann. Oft zog er Abends irgend ein Ding hervor, das er am Wege gefunden oder gepflückt, oder für Geld erstanden hatte, und präsentirte es mit inniger Freude seinem gelehrten und erfahrenen Landsmanne. Dabei war er offenbar der Reichste unter uns, theilte von seinen feinen Cigarren einem Jeden gern mit, fand in allen größern Städten bei einem Banquierhause einen Pack englischer Zeitungen, die ihn erwarte-

ten, und die auch wir zu lesen bekamen, trug aber dabei einen zerrissenen Rock wie die Uebrigen; indessen konnte er es nicht unterlassen, mit der Koketterie eines englischen Gentleman die fein gefältelten Battistmanschetten über die schwarz seidenen Handschuhe zu ziehen und nebenbei den Mangel guten saftigen Fleisches zu regrettiren, weil er am schwachen Magen litt. Nach dem Essen mußte er jederzeit Soda-Wasser trinken, und seine naturhistorischen Streifereien hatten darin wohl auch ihren Grund. Das, was ihm manchmal den Genuß der Naturschönheiten verkümmerte, war, neben diesem Mangel guter Verdauungswerkzeuge und der daraus entspringenden Hypochondrie, ein schlechter Cours, der ihm in den Städten von seinen Handelsfreunden gemeldet wurde, wo er dann für Alles ihn Umgebende mit einem Male unempfindlich wurde und stundenlang dasitzen konnte, die Brille von der Nase auf die Stirn geschoben und mit seinen gespenstigen Augen gerade vor sich hinstarrend, ohne etwas außer sich zu bemerken.

Wir waren in Verona angekommen, um einen Abstecher nach dem Gardasee zu machen. Unser Banquier war den ganzen Tag herumgelaufen und stellte sich erst spät zum Diner in der **Torre di Londra** ein. Wir erwarteten ihn schon lange. Sein Aussehen zeigte deutlich, daß der Cours seinen Speculationen nicht günstig stand, und wie richteten in solchen Fällen keine Frage an ihn und überließen ihn seiner übeln Laune. Obgleich die Speisen sehr gut zubereitet waren, aß unser Banquier nicht einen Bissen, sah bleich aus, und gab vor, krank zu seyn. Der Apotheker und seine Frau, die ihm zunächst saßen, warfen sich während der Mahlzeit sehr bedeutende Winke zu, rückten mit den Stühlen und schienen freier aufzuathmen, wie das Essen vorüber war. Wir gingen im Saale auf und ab, nur der Banquier blieb allein sitzen. Da flüsterte der Apotheker dem Schneider, dieser dem Soldaten, dieser dem Maler etwas zu, das mit sonderbaren Mienen aufgenommen wurde. Endlich zog man auch mich in's Geheimniß, und ich erfuhr nun,

daß der Banquier einen höchst unangenehmen, seltsamen Geruch um sich verbreite, und man in Verlegenheit sey, wie man ihn, ohne den Anstand zu verletzen, davon benachrichtigen solle. Die Frau des Apothekers wurde endlich von ihrem Manne in unserem Namen beauftragt, es der Frau des Banquiers mit aller Schonung vorzubringen. Dies geschah.

Mistreß Israels erblaßte sichtlich. Sie näherte sich ihrem Manne sogleich, der, in Gedanken vertieft, noch immer auf dem alten Flecke saß und vor sich hinstarrte, und mit einer Miene, die uns sogleich bemerkbar machte, daß das Gerücht von der sonderbaren Eigenschaft ihres Gatten nur zu wohl begründet sey, trat sie sogleich einige Schritte zurück und sprach mit der ihrer Nation eigenthümlichen Betonung, die im englischen Idiom noch schärfer hervortritt: „Israels, was hast Du angestellt? Du verbreitest ja einen Leichengeruch.“ Der Banquier blickte mit mattem Auge seine Frau an und erwiderte entsetzt: „Also ist es wahr!

Und bin ich es denn wirklich? Schon längst merke ich auch so etwas. Ich fühle mich sehr unwohl und will mich zu Bett legen. Dieser Leichengeruch ist das Vorzeichen meines Todes. Laßt sogleich den ersten Arzt in Verona herbeirufen.“ — Die Gesellschaft war durch diesen Vorfall sichtlich verstimmt. Man verließ mit Scheu und Besorgniß den Patienten, der sich zu Bette bringen ließ, und zerstreute sich in der Stadt, die nun so lange uns beherbergen sollte, bis wir über unsers armen Reisegefährten Zustand vollkommen Gewißheit haben würden.

Nach einem Spaziergange zum Castello vecchio kehrte ich heim, um mich nach dem Befinden des Banquiers zu erkundigen. Ich fand ihn im Bette liegend und Thee trinkend. Sein Gesicht zeigte Heiterkeit und seine Gattin versicherte sogleich, ich dürfe ganz nahe zu ihm hingehen, das unglückliche Symptom sey gänzlich verschwunden und Mr. Josua Israels vollkommen gesund. Der Arzt habe ihn fieberfrei gefunden und den erzählten seltsamen Umstand mit dem

Leichengeruche stark in Zweifel gezogen. Ich und die Andern, die nun auch hinzugekommen, beruhigten uns gern dabei, und waren geneigt, das Ganze auf eine Weise zu erklären, die bei italienischer Reinlichkeit, wie sie auch in unserem Gasthofe herrschte, nicht weit hergeholt erschien. Mr. Israels ließ von seinem Bedienten sich den Schlafrock reichen, es wurden mehr Lichter angezündet, Thee und Karten gegeben und bald saßen wir Alle mit recht gesundem Humor beim Kartenspiele. Vor dem Schlafengehen ward beschlossen, noch zwei Tage in Verona zu bleiben.

Am andern Morgen, nachdem der Banquier seine Toilette beendet hatte, verließ er uns, um seinen Freund zu besuchen, unter dessen Adresse Briefe für ihn einliefen, und wir versprachen, ihn in einer Stunde beim Grabmale der Skaliger zu treffen. Er schien sehr eilig und hielt sich mit einem hohen Grade ängstlicher Aufmerksamkeit von uns entfernt. Wir bemerkten es sogleich und theilten ihm unser Befremden mit. Er aber erwiderte mit tiefem Seufzer: „Ich glaube schon

wieder etwas von dem fatalen Geruch an mir zu spüren und suche meine erwachende Aengstlichkeit damit zu beschwichtigen, daß Alles nur Einbildung sey. Bleibt mir Alle vom Leibe, denn Eure Bestätigung des Schrecklichen könnte mich zum Wahnsinn bringen. Mein Loos ist fürchterlich! Ich kann mich weder bei Loyds noch an der Börse mehr blicken lassen.“ Mit diesen Worten rannte er fort. Seine Landsleute erschöpften sich in Vermuthungen. Ich aber stellte im Stillen Betrachtungen über die englische National-Krankheit, Spleen genannt, an, und war nicht böse auf den Zufall, der mir Gelegenheit gab, sie zum ersten Male in einer so interessanten Gestalt kennen zu lernen. Eine Stunde war vergangen, und wir machten uns nach dem Grabmale der Skaliger auf. Unser Banquier erwartete uns bereits mit seinem italienischen Freunde hinter dem Gitter, das die Mausoleen umschließt. Wir betrachteten sie mit Aufmerksamkeit und ließen uns die Namen der Fürsten nennen, die diese kostbaren Denkmäler über ihren Leichnamen er-

bauen ließen. Der Italiener war eben im besten Erklären begriffen, als er mit einem Male ausrief: „Was das seltsam ist! Ist es nicht, als wenn diese seit Jahrhunderten Gestorbenen noch im Verwesungs-Proceß begriffen wären. Treten Sie näher, meine Herren, zu diesem Consignorius, dem Prächtigen; spüren Sie nicht einen durchdringenden Leichengeruch?" Wir Andern sahen uns dabei befremdet an und traten einen Schritt zurück. Israels aber, der Unglückliche, schrie mit heiserem Tone: „Nichts Consignorius — nichts der Prächtige! ich verbreite den Leichengeruch — ich — ich —" Und somit verließ er uns und eilte, was er konnte, um den Gasthof zu erreichen, wo wir ihn bereits wieder im Bette antrafen und seine geängstigte Frau um ihn beschäftigt.

Erwärmt durch Thee, befand er sich leichter, der herbei gerufene Arzt fand nichts als die Aufregung, jedoch keine Spur von Fieber, und wäre gern bereit gewesen, den seltsamen Fall auf eine stark erregte Einbildungskraft zu schieben, hätte

nicht unser Zeugniß diese Annahme über den Haufen geworfen. Seine Landsleute hielten sich an diesem Abende auf's Strengste von ihm abgesondert, entwarfen völlige Quarantaine-Gesetze; der Apotheker bereitete sogleich wirksame Mittel gegen die Ansteckung, und man beschloß, ohne Mr. Josua Israels die Reise weiter fortzusetzen. Nur ich blieb dem Armen treu und hatte die Freude, ihn mit Appetit seinen Abendthee trinken zu sehen und eine Parthie Ecarté mit ihm zu spielen, da er sich wieder ganz geruchlos fühlte. Wie ich mich jedoch in mein Schlafzimmer begeben wollte, da bemerkte der Aufwärter, der Naturhistoriker und Soldat, mit dem ich es bis jetzt getheilt hatte, sey ausgezogen und habe es mir allein überlassen; auch händigte er mir ein Päckchen ein. Es war vom Apotheker und enthielt ein Fläschchen zum Riechen, ein Säckchen, um auf der Magengrube getragen zu werden, eine Chlorauflösung zum Waschen und folgende Worte in englischer Sprache: „Die Gesellschaft englischer Fußreisender, welcher ich mich angeschlossen habe, und die meine fer-

nere Begleitung nicht ungern sähe, wegen meiner Kenntniß des Landes Tyrol und seiner Sprache, das sie nunmehr bald zu betreten im Sinne habe, könne nicht umhin, mich zu benachrichtigen, daß ich, wenn ich diese Gesinnungen theile, auch jenem von ihnen gefaßten Beschlusse beitreten möchte, wonach der sehr achtbare Banquier Josua Israels Esq. als von einer „**infectious nervous disorder**" befallen erklärt worden, und mithin aller und jeder Umgang mit ihm zu vermeiden sey." — Diese Acte hatten Alle unterzeichnet.

Ich erschien am andern Morgen nicht mehr beim gemeinschaftlichen Frühstück, und ließ der Gesellschaft englischer Fußreisender melden, daß ich es vorziehe, bei ihrem, wahrscheinlich am Spleen erkrankten Landsmanne zu bleiben, dem ich allen Beistand zu leisten gedächte. Wirklich reisten diese egoistischen Insulaner gegen Mittag weiter, und ich sah ihnen gleichgültig nach. Interessanter war es mir jetzt, meinen Spleenkranken zu studieren. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu einem Spaziergange aufzufordern, um zu

sehen, welchen Eindruck die herrliche Landschaft, die sich um Verona ausbreitet, auf sein Gemüth machen würde. Leichte Nahrungsmittel, starke Bewegung, aufheiternde Gegenstände, das waren meine Arzneimittel, die ich für den armen Mr. Josua in Bereitschaft halten wollte.

Ich fand ihn noch unangekleidet und bei ziemlich guter Laune. Das Gespenst mit dem Leichengeruche war seit gestern nicht wieder gekommen. Er aß seinen Toast mit Eiern und trank Thee dazu, mit dem besten Appetite; er war hocherfreut, daß ich ihm treu geblieben und nicht den Andern gefolgt war, die mit großer Förmlichkeit sich schriftlich von ihm beurlaubt und den Wunsch ausgesprochen, ihn dereinst im Vaterlande gesund wieder zu sehen. „Die Ruhe, denk' ich," sprach er, „ist mir dienlich. Sobald ich mich viel bewege, namentlich in freier Luft, so werden jene Stoffe in mir, welche die leichenähnliche Ausdünstung verbreiten, wieder aufgeregt." — „O nicht doch," fiel ich ihm in's Wort „Lassen Sie uns gleich die Probe machen. Die Sonne scheint herr-

lich, wir kennen noch zu wenig von den hiesigen Naturschönheiten; kleiden Sie sich an und gehen Sie mit mir spazieren. Lassen sie uns nicht mehr an den lächerlichen Wahn denken, der sie seit einigen Tagen in Angst und Schrecken setzte. Sie sind gesund, glauben Sie mir's nur auf's Wort.“— „Aber der Geruch war doch einmal da und läßt sich nicht wegläugnen. Oder glauben Sie wirklich, der alte, dreihundert Jahre alte Leichnam des Consignorius könne noch jetzt so penetrant durch den Marmor hindurch duften?“ So fragte er, noch immer nicht frei von der Besorgniß, der fatale Zustand könnte sich wieder einstellen, ich aber ließ immer nicht nach, das Ganze für Einbildung zu erklären, die durch äußere Umstände Nahrung erhalten habe, und von den ängstlichen Leuten, die sich nun erst als solche deutlich gezeigt, bestätigt und gedeutet worden sey. „Machen Sie die Probe!“ rief ich endlich im festen Vertrauen, daß ich ihn von seiner fixen Idee befreien würde, „und Sie werden sehen, daß keine Spur eines

Leichengeruchs an einen fashionablen Gentleman zu haften im Stande ist.“

Mistreß Israels vereinigte ihr Zureden mit dem meinigen, uud so schritt denn der Banquier zur Toilette, die er mit einer Sorgfalt machte, und eine solche Menge des feinsten Parfüms dabei verschwendete, als rüstete er sich, in der ersten Gesellschaft Londons zu erscheinen. Man kann jedoch leicht den Grund errathen, weßhalb es geschah. Nun klingelte er dem Bedienten und befahl diesem, ihm den Rock zu bringen. Der Bediente blieb jedoch verlegen stehen und sprach zögernd: „Ich weiß nicht, was es ist; aber die Sache wird so unausstehlich, daß ich am Ende gezwungen bin, jede Rücksicht bei Seite zu setzen und zu melden, daß Ihr Rock, Sir, einen solchen Gestank verbreitet, daß ich kaum mehr daneben ausdauern kann.“ — „Mein Rock?“ unterbrach ihn der Banquier. „Also doch?“ — „Der strenge Befehl, nie die Tasche zu berühren, worin Ihr Taschenbuch steckt, und Briefe und andere Dinge von Wichtigkeit sich befinden, hat

mich abgehalten, dem Gestanke näher auf die Spur zu kommen.“ — „Hat man jemals solche Tollheit gesehen!“ schrie hier Sir Josua; „mein Taschenbuch, Briefe, Dinge von Wichtigkeit — was könnte darunter ein solches Phänomen bewirken? — Ach nein — viel eher glaube ich — weil ich den Unglücksrock auf dem Leibe hatte, wie ich von der Krankheit befallen wurde.“ — „O fallen Sie nur nicht wieder in Ihre aberwitzige Angst, oder vielmehr immerhin, wir haben jetzt das Mittel, sie für immer zu vertreiben. Schnell den Rock herein!“ rief ich dem Bedienten zu, der fortsprang. „Wir wollen sehen,“ sagte Israels, der wieder etwas bleich geworden war. „Du wirst sehen,“ meinte er, zu seiner Frau gewendet, „Niemand anders, als ich, habe dem Rock diese ärgerliche Eigenschaft angehängt.“

Der Bediente trat nun mit dem Rocke in's Zimmer, den er — gleichsam wie aus Eckel — nur mit zwei Fingern hielt, und wirklich verbreitete das Kleidungsstück einen solch pestilenzialischen Duft, daß die Mistreß alsogleich die Fenster öff-

nete und Odeurs ausgoß. Ich überwand meinen Eckel und wollte einen beherzten Griff in die Tasche thun, der Banquier bat jedoch um die Erlaubniß, vorerst sein Taschenbuch und einige Briefe herausnehmen zu dürfen. Kaum aber war seine Hand in der Tasche, und er blieb in seiner Stellung, als sey er versteinert. Der Ausdruck, den sein Gesicht zeigte, ist unbeschreiblich. Die Augenbraunen zogen sich bis in die Mitte der Stirn, die Augen glänzten mit einem Male, der Mund öffnete sich wie zum Sprechen, ohne jedoch einen artikulirten Laut hervorzubringen, und die weitgeöffneten Nüstern schienen mit Wollust den eckelhaften Duft zu schlürfen, der seiner Gattin beinahe eine Ohnmacht zuzog. „Verfluchter Naturforscher!" waren seine ersten Worte. „O ich gefälliger Esel — abscheuliche Sammlerwuth — bestialisches Exemplar von einem Murmelthier!" So schrie er dann noch eine Weile fort, bis er endlich ein Etwas aus der Tasche zog und auf die Erde warf, woran man kaum noch eine Gestalt entdecken konnte. Aber unwiderlegbar war es das

Ding, von dem der Verwesungsduft ausging. Das Räthsel war gelöst und auf meinen Wink mußte sich der Bediente mit Rock und Klumpen sogleich entfernen. Sir Josua erzählte nun, wie er vor einigen Tagen ein todtes Murmelthier am Wege gefunden, und weil er dem Naturforscher eine Freude damit zu machen geglaubt, so habe er es zu sich gesteckt, um es in den Abendstunden heimlich, gleich seinem Freunde, dem er oft zugesehen, zu präpariren und ihm dann ein Geschenk damit zu machen. Die Nachricht von dem Fallen des Curses habe aber hierauf seine Gedanken von dieser naturhistorischen Belustigung gänzlich abgelenkt, und so sey das Exemplar in Fäulniß übergegangen. Der Bediente aber dürfe nie in die Tasche greifen, es mögen noch so dringende Umstände es erheischen, das war streng befohlen; der Kerl hätte nur nicht so lange schweigen sollen, das war das Ganze.

„Nur fort in's Freie!" rief ich selbst jetzt mit gepreßter Brust. Aber der Banquier hatte keinen Rock, und während er zum Schneider schickte, um

einen neuen, fertigen zu kaufen, machte ich den Weg allein nach Castel vecchio, wo mich eine Stunde später der ganz ehrenwerthe, parfümirte Josua Israels Esq., am Arme seine Gattin führend, heiter und lachend traf. Ich zeigte ihm die herrlichen, himmelhohen Cypressen. „Lassen Sie die Cypressen,“ sprach er, „die erinnern mich an's Sterben; ich bin aber froh, daß nur das Murmelthier todt ist und nicht ich.“

II.

Schatzgraben.

Chalons hatte sich im Jahre 1815 dem Einzuge der Alliirten widersetzt; eine offene Stadt; es hat sie Blut und Trauer genug gekostet. Wie wir endlich einzogen, waren viele Personen schwarz gekleidet, und Alle machten uns mürrische Gesichter. Es hatten mehre Familienväter den tollkühnen Versuch mit dem Tode gebüßt.

Die Stadt ist eine der ansehnlichsten, die wir auf unserm Marsche nach Paris gefunden; sie schien uns aber dennoch für einen Aufenthalt von vier Wochen — so lange sollte das russische Hauptquartier hier zubringen — nicht einladend genug

zu seyn. Chalons liegt an der Gränze, wo der fruchtbare Boden sich in die traurige Kreide verliert, welche dieser Gegend den Namen der Läuse-Champagne verschafft hat. Es regnete bei unserer Ankunft, die Pferde blieben bei jedem Schritte in der Kreide stecken, die zum Kitte geworden war; unmuthig fragte ich mich zur Mairie hin, denn mir war das unangenehme Geschäft zu Theil geworden, für mehrere vornehme Herren Quartier zu machen. Dies Geschäft war in der That in mehr als einer Hinsicht unangenehm. Nicht nur hatte man eine große Mühe dabei; sondern noch seltener Dank. Und waren auch die Herren mit den Quartieren bei der Ankunft zufrieden; hatten sie sich erst zu besuchen angefangen, dann ging gewiß die Unzufriedenheit an; denn da wohnte der und Jener weiter, bequemer, anständiger; da hatte der Quartiermacher den Major aus alter Freundschaft besser bedacht, als den General; da fehlte es nicht an Sticheleien und Vorwürfen. Und überdieß mußte der Quartiermacher immer das Schlechteste für sich wählen, wollte er

nicht die größten Unannehmlichkeiten haben; eine Selbstverläugnung die nicht zu den gewöhnlichen Tugenden bei solchen Gelegenheiten zu zählen ist, wo Jeder für sich gern das Beßte in Anspruch nimmt und nach Strapazen und Mühseligkeiten aller Art, auch wohl zu nehmen berechtigt ist. Waren die Quartiere besorgt, so begab man sich vor das Thor, um den Chef in das Seinige einzuführen.

Mein Loos hatte mich zu einem armen Teufel von Friseur geworfen, **Monsieur L'Hôte-Wallon** mit Namen, der sich gleich durch einige Stücke transparenter Seife, einige Flaschen köllnischen Wassers, Bürsten, Kämme und andere, nach beschwerlichem Marsche, sehr erwünschte Sachen, für die kleine Mühe genugsam entschädigte, mich für vier und zwanzig Stunden im Quartier gehabt zu haben. Denn länger hielt ich es bei diesem karrikirten Friseur einer Provinzialstadt nicht aus. Das ganze Haus roch nach Seifen und Essenzen, und als ich Abends mein schmales Essen verzehren wollte, glaubte ich die Sauce sey mit

dem Mark der Pomadenbüchsen versetzt, und der Auflauf statt à la fleur d'Orange, mit Eau de Levante gewürzt, der Salat mit huile à la maréchale angemacht. Es waren die widerstrebensten Schüsseln, welche mir jemals wohl vorgesetzt wurden, und ich war genöthigt mich beim nächsten Restaurant schadlos zu halten.

Für die Kommandantschaft des Hauptquartiers war es schwer gewesen ein passendes Local zu ermitteln. Nach langem Forschen fiel mir endlich ein weitläufiges Gebäude von gutem Ansehen auf, das in der einsamen Straße grande Etappe gelegen war, und unbewohnt schien. Ich fragte sogleich die Behörde, ob dies nicht hergegeben werden könne, allein sie machte ziemlich viel Umstände. Ich besichtigte das Haus. Es mußte von einer vornehmen Familie bewohnt worden seyn. Seidene Tapeten, vergoldete Lambrien, Superborten; große Gemächer, breite Treppen. Man sagte, daß die Familie ausgestorben sey, und daß das Haus nun der Stadt gehöre. Die Postbureaux sollten dahin verlegt, und unmittelbar mit

der nöthigen Einrichtung begonnen werden. Dies Alles war nicht von Gewicht; in jenem Augenblicke gebührte der russischen Kommandantschaft der Vorzug, und es wurde festgesetzt, sie dort zu installiren. In dem untern Stockwerke mußte die Wohnung des Kommandanten eingerichtet werden; das obere Stockwerk räumte man einem Franzosen ein, der dort eine Restauration errichtete, zur Erholung und Unterhaltung der fremden Gäste, und nach dem einen Seitenflügel kam die Kanzelei. Hier war eine Reihe wohnlicher Zimmer, die sich bis in den Garten erstreckte; von dem Letzten derselben nahm ich Besitz. Eine Thür führte in ein duftiges Jasmingebüsch, das seine Zweige in die Fenster streckte. Es war eine liebliche Wohnung; der Restaurant lieferte mir gegen gute Bezahlung gute Speisen, und ich hatte meinen unbequemen L'Hôte-Wallon bald vergessen und befand mich ziemlich wohl in meiner jetzigen Einrichtung. Am Tage wurden Pässe visirt und Protokolle aufgenommen; um sechs Uhr nahm man sein gutes Diner bei dem Restaurant; dann machte

man einen Gang zur herrlichen Promenade, die Chalons auszeichnet, und besuchte zum Schlusse das Theater. Es war die Schauspieler-Gesellschaft von Rheims herübergekommen, die nicht übel zu nennen war und eine Madame Tirpenne unter ihren Mitgliedern zählte, die im **Diner de Madelon** sogar entzückend spielte. Ich hatte die Censur der Stücke und jener Couplets, die damals oft zu Ehren der Verbündeten eingelegt wurden; dies brachte mich in eine nähere Berührung mit den französischen Künstlern, und da ich keine Gelegenheit bekam, grämlicher und überstrenger Censor zu seyn, so waren wir recht gute Freunde.

Eines Abends, als ich aus dem Theater heimkehre, und mir eben ganz wohlgemuth die Melodie des Schlußcouplets vorträllre, das Madame Tirpenne wunderhübsch vorgetragen hatte, bemerke ich eine dunkle Gestalt, die mich in dem Jasminboskett vor meiner Thür zu erwarten scheint. Ich blieb einen Augenblick stehen, weil mir ein Angriff nicht gleichgültig seyn konnte, da ich keine Waffen bei mir hatte. Allein bald erkannte ich

den Harrenden. Es war Hauptmann E., ein wüster Geselle, ein Schlemmer und Lügner, dessen rothe Nase wie die Bardolphs, im Dunkeln leuchtete. Ich war überrascht, ihn hier zu finden, da wir eben nicht im engsten Einverständnisse lebten, und ich nicht sogleich begriff, was ihn zu mir geführt haben mochte. Er war verlegen, wie er mich bemerkte. Er schien auf die Ankunft eines Andern zu warten.

Ich hatte kaum eine Begrüßungsformel mit ihm gewechselt, als eine Laterne auf uns loskam. Es war der Haushofmeister des Kommandanten und ein polnischer Faktor, der ihm zur Besorgung kleiner Dienstbarkeiten nach Frankreich gefolgt war. Sie traten leise auf, sahen sich vorsichtig um, und waren bewaffnet. Das Ganze schien mir ein abenteuerliches, verdächtiges Ansehen zu haben.

Den Hauptmann E. um seine nächtliche Wanderung zu befragen, stand mir nicht zu; allein beim Anblick dieser Personen schien ich ein Recht wohl zu haben.

„Was haben Sie vor?“ fragte ich den Hauptmann, „und was wollen diese bewaffneten Leute unternehmen?“

Er lächelte verlegen. —

„Muß der Teuxel den a herführen!“ brummte der Haushofmeister, der ein geborener Wiener war.

Ich wiederholte meine Frage mit Ernst und Gewicht, und drohete sogleich eine Anzeige zu machen, wenn meinem Verlangen nicht Genüge geleistet würde.

Das saubere Kleeblatt sah sich eine Weile bedenklich an, dann schritt E. auf mich zu, nahm mich bei der Hand und begann feierlich:

„Versprechen Sie mir zuerst nichts von dem zu verrathen, was wir hier vornehmen wollen, bis wir es ganz vollzogen haben werden. Dann ist es kein Geheimniß mehr, und wir werden selbst davon sprechen. Oder besser, bleiben Sie bei uns, während wir arbeiten, um uns ganz sicher zu machen, und es soll in keinem Falle Ihnen zum Schaden gereichen.“

„So sagen Sie mir nur,“ rief ich ungedul-

dig, „was hier vorgehen soll — von welcher Arbeit sprechen Sie?“

„Versprechen Sie erst“ —

„Was soll ich versprechen?“ —

„Geduldig mit uns zu gehen und uns gewähren zu lassen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir nichts Gesetzwidriges verüben wollen.“

„Nun wohl, so bleibe ich bei Ihnen.“ — Hauptmann E. empfieng meinen Handschlag. Wir strichen schweigend durch die Gänge, bis wir das Ende des Gartens erreicht hatten. Eine alte Mauer schloß ihn ein und hohe Bäume standen rings umher.

„Wir sind zur Stelle!“ sprach nun der Haushofmeister, ein wohlbeleibter Mann, schnaufend und sich die Stirn trocknend.

„Wenn die verfluchten Bäume nur nicht wären,“ fügte E. leise hinzu, „die bilden ein Versteck für Jene, welche den Schatz bewachen.“

„Den Schatz?“ fragte ich überrascht.

„St!“ rief E. mir zu.

„Der Kleine soll auf die Mauer klettern, und

sehen, ob sich Jemand rührt in unserer Nähe,“ sagte der Haushofmeister.

Der kleine polnische Faktor ließ es sich nicht zweimal sagen, und husch! husch! wie eine Katze schwang er sich hinauf und blickte mit seinen Falkenaugen bald rechts, bald links in das Dunkel.

„Siehst du was?“ fragte E.

„Nicht das Geringste,“ rief der Kleine herab.

„Nun denn, flink an's Werk!“ sprach der Haushofmeister und zog seinen Rock aus.

Sie scharrten vorerst den Sand weg, und ich bemerkte jetzt ein Loch, das mit einigen Brettern leicht zugedeckt war.

„Was meinen Sie dazu?“ fragte mich E. mit leuchtenden Augen, die seine Nase selbst verdunkelten. „Ist es nicht ausgemacht, daß hier ein Schatz vergraben liegt?“

„Wie kommen Sie nur auf den Gedanken?“

„Wie? — Wissen Sie denn nicht mehr, daß dies schöne Haus der Stadt angehört? daß man so viel Schwierigkeiten machte, uns hier aufzunehmen? Und glauben Sie, daß dies nicht seine

guten Ursachen hatte? Die Stadt hat uns Widerstand geleistet — die Einwohner machten sich von den Russen den fürchterlichsten Begriff — sie brachten ihr Eigenthum in Sicherheit — hier ist es vergraben — der ganze Reichthum von Chalons liegt hier — und wir ziehen ihn hervor an das Tageslicht — uns gehören zwei Drittel davon, und das Uebrige der Krone! Wir sind in Feindesland und machen unsere Rechte geltend so gut wir können."

„Wie kommen sie nun aber auf den Gedanken, daß gerade hier" —

„Gestern Abend" fiel er mir in's Wort, „als ich mit meinem dicken Freund hier auf und ab spaziere, bemerke ich plötzlich, daß der Sand zu meinen Füßen in ein Loch hinabrollt. Ich werde aufmerksam und denke sogleich: hier muß nachgegraben werden. Nun sind wir hier und das Resultat sollen Sie sehen." Der dicke Haushofmeister, dem die Last der Arbeit, während der Hauptmann erzählte, allein obgelegen, war mit dem Wegräumen dicker Bohlen und Bretter nun voll-

kommen zu Stande, und wir sahen in ein großes, weites Loch, das einem ausgetrockneten Brunnen nicht unähnlich sah.

„Seht Ihr nichts?“ fragte E.

Der Haushofmeister hatte sich auf den Bauch gelegt und schauete hinab: „Nicht das Geringste!“ sprach er krächzend.

„Nun — wißt Ihr?“ fuhr E. fort, „nun ist nichts Andres zu thun, als sich hinabzulassen.“

„Bedanke mich schön!“ brummte der Dicke, „das kann eine schöne Tiefe haben. Ihr seyd leichter als ich, Hauptmann, versucht Ihr's nur einmal.“

„Wozu das lange Deliberiren?“ rief Dieser jetzt,“ wozu haben wir denn den Kleinen mitgenommen? He, Kleiner, komm' herab! ich werde mich indeß auf die Mauer und Lauer verfügen.“

Der Faktor tauschte nunmehr seinen Platz mit dem Herrn Hauptmann. Er blickte in das Loch und fragte keck: „Da soll ich hinab?“ und ohne sich lange zu besinnen, schwang er sich hinein,

indem er sich mit beiden Händen an dem Rand der Oeffnung festklammerte.

„Ich kann der Boden nicht erreichen," rief er, „da muß ein Längerer herbei."

„So wirf Dich getrost hinab," rief der Hauptmann auf der Mauer.

Der Haushofmeister nahm ihn beim Kragen und wollte ihn unterducken, aber der Kleine stämmte sich und hielt sich fest.

„So wetten wir nicht," rief er dazwischen, „und habt Ihr's so mit mir im Sinne, so sucht Euch einen Andern, der Euch den Narren macht. Wenn Ihr mich nicht in Ruh läßt, so schrei' ich Alles wach."

„Daß er beim Teufel wär'!" rief E., „laßt ihn los da unten. Und nun sprich ordentlich, Kleiner, was siehst Du?"

Der Faktor bückte sich und steckte den Kopf zwischen seine eigenen Beine, um in den Raum unter sich zu schauen, während der Haushofmeister das Licht aus der Laterne nahm, um hinabzuleuchten.

„Ich sehe eine große Kiste," schallte es dumpf aus dem Loche herauf.

„Siehst Du Silber? Geldsäcke?" scholl die Frage von der Mauer.

„Nichts als eine große Kiste" — ward abermals geantwortet.

Da verlöschte plötzlich das Licht und alle drei begegneten sich in einem und demselben russischen Fluch.

Der Hauptmann sprang von der Mauer. Was war nun zu thun? Niemand hatte sich mit einem Feuerzeuge versehen, und die Unternehmung mußte für diese Nacht aufgegeben werden.

„Jetzt sind wir darum!" brummte E.

Als wir den Rückweg antraten, nachdem Bretter und Sand wieder die Oeffnung den Blicken Uneingeweihter verbargen, hörten wir ein Rascheln in den uns umgebenden Gebüschen.

„Wer da!" rief mit unterdrückter Stimme der Hauptmann, indem er sein Pistol knacken ließ.

Alles war still und wir gingen weiter. Als wir das Jasmingebüsche erreicht hatten, sagte ich

meinen Begleitern gute Nacht, und begab mich in mein Zimmer. Ich vermochte nicht einzuschlafen. Es war mir im innersten Herzen leid, daß die Spitzbuben, die alle drei zum Galgen reif waren, sich in den Besitz von Schätzen auf so unrechtmäßige Weise setzen sollten. Ich wußte nicht was ich thun sollte, da mein Wort mich band. Meine Hoffnung setzte ich darin, daß irgend ein Zufall, wie der heutige, der das Licht ausblies, auch fernerhin das Unternehmen des Kleeblatts vereiteln würde. Ich konnte mir nicht denken, daß die Bewohner von Chalons, wenn sie wirklich hier ihre kostbarsten Habseligkeiten aufbewahrt haben sollten, nicht auch ein Observationskorps daneben aufstellen würden. Und wirklich glaubte ich in dem Gebüsche, wo wir das Geräusch vernommen hatten, ein Paar Augen nach uns gerichtet, gesehen zu haben.

Es war spät, oder vielmehr schon früh, als ich mich auf's Lager warf und ich schlief daher ein gutes Stück in den Tag hinein. Es war schönes Wetter und ich ging in den Garten. Mein

nächtliches Abenteuer war mir wie ein Traum; ich ging nach dem Platze an der Mauer. Das Loch war offen und ich konnte deutlich eine leere Kiste unten stehen sehen. Der Hauptmann saß unfern davon auf einer Steinbank, Verzweiflung in den Zügen.

„Sehen Sie? Alles ist fort! Die verdammten Kosaken!“ schrie er, mit den Zähnen knirschend.

„Welche Kosaken?“ fragte ich überrascht.

„Unsre Halunken!“ fuhr er fort. „Iwan und Fedor! die schlichen uns nach und was unser kleiner Hund sich nicht getrauete, das war für jene Hunde ein Leichtes. Sie stiegen in's Loch und holten sich den Fang und wir haben nun das leere Nachsehen. Ich will aber meine Spürnase anstrengen, und haben sie wirklich den Schatz gehoben, wie ich fast nicht zweifle, und wollen sie nichts angeben, um der Krone ihren Antheil zu rauben, so sollen sie sich nur in Acht nehmen. Sie werden Alles herausgeben müssen und nach Sibirien marschieren.“

Ich liess ihn mit seinen Klagen allein. Aufrichtig gesagt war es mir lieber die Kosaken hatten den Raub, als jene liederlichen Bursche, ein Troß wie Fallstaff's Gesindel. Iwan, der große schöne Sohn des Don, war das Muster eines Kosaken. Er stipitzte in Feindesland, aber wer ihm das verübelt hätte, der hätte dem Löwen daraus einen Vorwurf machen müssen, daß er Fleisch fresse. Im Uebrigen aber war Iwan ein treuer und ergebener Sclave, der seinen Herrn, mit Hintansetzung seines eigenen Lebens aus jeder Gefahr gerissen hätte. Einst setzten wir bei starkem Eisgang und heftigem Sturmwind über einen breiten Strom. Die Schollen hoben die Fähre in die Höhe und die Schiffer vermochten sie nicht mehr zu lenken, und sie trieb mit Blitzesschnelle stromabwärts. Die Gefahr war augenscheinlich.

„Ich bin ein schlechter Schwimmer," sagte ich, „wenn die Fähre umschlägt, so bin ich verloren."

„Wenn du bei mir stehst nicht," sprach Iwan gelassen, „denn ich rette Dich mit mir, und hier durchzuschwimmen ist mir nur Scherz."

Auf solche Weise erprobte ich ihn mehrmals und es ist kein Wunder, daß ich ihn lieb gewann.

Dabei war Iwan von einem gewaltigen Triebe beseelt, sich zu unterrichten. Kamen wir in einer Stadt an, so lief er gleich allen Sehenswürdigkeiten nach, wie ein moderner Engländer. Abends pflegte er dann eifrig in sein Taschenbuch zu schreiben. Auf meine Frage sagte er mir: „daß er in seiner Heimath den Seinen daraus vorlesen wolle, um sie zn unterrichten, damit auch sie von seinen Kriegszügen Nutzen hätten.“ Sollte dieser Iwan, Einem oder dem Andern, eine bestimmte Zahl Kandschuh-Hiebe aufzählen, wozu er oft gebraucht wurde, so benahm er sich so menschlich als möglich dabei, und traf das Loos einen alten Mann, so konnte man gewiß seyn, daß er anf das Leder seiner eigenen Reithose hieb, damit es recht schallte, daß er aber dem Alten gewiß nicht wehe that. Fedor, Iwan's Kamerad, war hinsichtlich des Charakters ungefähr von demselben Schlage, nur nicht ganz so verständig und bei Weitem nicht so schön.

Dies waren nun die Leute, die sich nach des Hauptmanns Meinung den Schatz angeeignet haben sollten. Ich hörte nichts weiter von der Sache, und Niemand gab die Kosaken an. Es schien mir wahrscheinlich, daß E. ihnen einen Theil abjagte und schwieg, statt hier den Angeber zu machen.

Später wollte man wirklich mehr Geld als gewöhnlich bei diesen Leuten bemerkt haben.

Für mich hatte der Aufenthalt in Chalons nichts Bemerkenswerthes mehr. Nach vierwöchentlicher Dauer zog man in das, zur damaligen Zeit vielversprochene **Camp de Vertu**, wo man die Alliirten im höchsten Glanze zu sehen bekommen konnte, und wohin sich die Neugierde eben so drängte, wie im Jahre 1835 nach Kalisch und Töplitz.

Mich wurmte es, so nahe an Paris zu seyn, und es nicht einmal zu sehen. Denn die Sage gieng, daß man das Hauptquartier nach Melun verlegen, und dann in Kurzem in die Heimath aufbrechen würde. Die Sehnsucht nach Paris

wuchs mit jeder Minute. Ich entsagte den Herrlichkeiten des Lagers, und erbat mir einen Urlaub nach Paris. Nur drei Tage wurden mir vergönnt, allein ich flog ganz glücklich dahin.

Am Abend vor meiner Abreise saß ich im Gasthofe „zur Galeere," da sprang geschäftig der Hauptmann E. herein. Er hatte alle Hände voll zu thun, wie er sagte. Ein russischer Kommissär war eingebracht worden, der beim Aufladen der Fourage, mit einem Andern Händel bekommen und ihn erstochen hatte. Am andern Morgen sollte er auf Befehl des Marschalls, der Standrecht über ihn halten lassen, erschossen werden. E. war nun die Kommission zugefallen, Alles zur Exekution anzuordnen, und er entledigte sich dieses Amtes mit großem Eifer und wahrem Vergnügen, und machte sich, aus übertriebener Dienstpflicht, noch mehr dabei zu schaffen, als ihm oblag. So kam er jetzt eben, wie er mir unaufgefordert sagte, von dem armen Teufel, dem er das Maaß zum Sarge genommen. Dann rieb

er sich die Hände und sagte: „Endlich einmal etwas Ordentliches zu thun!"

Man sollte nicht glauben, daß es solche Menschen gäbe; und doch ist es so. E. war aber nicht etwa ein Barbar aus dem Norden, ein halbwilder Russe, sondern ein Deutscher und Berlin war seine Vaterstadt. —

Da ich mich nicht gern in seiner Gesellschaft befand, so stand ich auf um fortzugehen, er aber, sprang mir nach und bat mich inständigst, ihm doch nur hundert Austern mitzubringen, er lechze darnach und könnte sie in den Nestern, wo wir liegen, nicht erhalten. Dann sprach er sogleich wieder mit einigen Anwesenden über die Anordnungen zum morgigen „Feste," wie er es nannte.

Fast zwanzig Jahre nach diesen Vorfällen war ich wieder eines Morgens in der Galeere zu Chalons, beim Frühstücke. Die Diligence hatte mich aus Paris dahin gebracht. An meiner Seite saß mein junges Weib, und ich erzählte ihr den Vorfall.

Uns gegenüber lag das große Hotel, das ich früher für die russische Kommandantschaft requirirt hatte; jetzt waren die Bureaux der Messagerien dahin verlegt worden. Wir benützten den Aufenthalt um in den Garten zu gehen. Wie war hier Alles verändert! Gänge und Lauben waren schöner, aus den Sträuchern Bäume geworden. Das Jasminboskett, welches den Eingang in meine einstmalige Wohnung verbarg, war wild in die Höhe geschossen und erreichte fast mit den äußersten Spitzen seiner Zweige das Fenster des ersten Stockes. Die Thüre war vermauert worden. Dies that mir leid; ich hätte gern einen Blick in jenes Zimmer geworfen.

Am äußersten Ende des Gartens, in dem Mauerwinkel, standen noch dieselben alten Bäume, aber von der Oeffnung in der Erde sah man keine Spur. Sie war verschüttet und geebnet.

Ich blieb eine Weile sinnend an dem Orte. Die Scene jener Nacht strich mir durch den Sinn; eine unbedeutende Begebenheit an und für sich,

und ohne Folge für mein übriges Leben, und doch erregte sie mich wunderbar an diesem Platze.

„Wo mögen nun die Kosaken seyn, Iwan und Fedor?“ fragte ich mich. „Sie sind wohl schon längst in den Perserkriegen gefallen. Der gute Iwan, der so emsig seine Notizen in unsern kleinen Märkten und Flecken zusammentrug, zur Belehrung der Seinigen, die im majestätischen Don baden, und am Kaukasus in leichten Hürden schlafen, oder auf Asiens Hochebene ihre Pferde tummeln und in den Wundern der Natur schwelgen können, streifend zu des Persers Pracht und des Tscherkessen herrlicher Schönheit, um die wir ihn beneiden, wir armen, civilisirten Menschen! Wir haben schwer zu schleppen an unserer langweiligen Civilisation! —

Der Haushofmeister, der in jener Nacht die Expedition mitmachte, begegnete mir viele Jahre später in der Rauensteingasse in Wien. Es war mir sehr auffallend an einem schönen Morgen dort von einem dicken Mann beim Kopf gepackt und abgeherzt zu werden. Ich kannte ihn im ersten

Augenblick nicht wieder. Er war nach dem Frieden in seine Vaterstadt zurückgekehrt, und hatte bei einem ungarischen Kavalier eine Anstellung erhalten. —

Von E. habe ich nie etwas erfahren können. — Der kleine polnische Faktor aber, soll seine Tage in einem Winkel Sibiriens hinschleppen. Seine Spitzbübereien hatten ihn endlich dahin gebracht. Das gewöhnliche Ziel von Leuten seines Gelichters. —

Die Pferde waren angespannt; der Conducteur rief die Namen und wir nahmen unsere Plätze ein. Unter lautem Klatschen fuhren wir über den Marktplatz, an der prächtigen Mairie vorüber. Dort unten an der Marne, lag das Schauspielhaus, wo Madame Tirpenne die Madelon gesungen; Madame Tirpenne, damals so hübsch und potelé, jetzt — wenn sie noch lebt — eine alternde — — ha! dort am Kaffeehause, die dicke, kleine, runde Frau — die hängenden, rothen Backen, die blitzenden Augen, das Stumpfnäschen — sie ist es! Wie sie mich ansieht, sie

ahnet nicht, daß ich einst ihr Verehrer war. Ich lese die Worte auf dem Schilde: tenu par Madame Tirpenne! — Ein Leiermann spielt an der Ecke, das alte hübsche Lied, das ich vor zwanzig Jahren hier gehört, und noch immer mit Vorliebe pfeife. Mir ist's in dem Augenblicke, als wäre Alles nur ein Traum, oder als wär' ich zwanzig Jahre jünger. Da drückt mir Etwas die Hand — meine Frau lächelt mich an — die Diligence jagt — und schon liegt Chalons hinter uns.

Diese Erinnerung schrieb ich andern Tages in Nancy auf, wo wir rasteten.

III.

Gelhart.

Alter, guter Gelhart! ich habe Dir Dein Denkmal versprochen, empfang' es hier in der leichten, frischen Aquarellmanier. —

Es war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als ein junger Ziethen'scher Husar sich bei dem berühmten Director des Hamburger Theaters, Herrn Schröder, meldete, um ein Mitglied desselben zu werden. Dies war unser Gelhart. — Er wollte Tenor singen. —

Ich vermag nicht zu sagen, wie er damals ausgesehen haben mag; wie ich ihn kennen lernte, mußte er sich wohl sehr verändert haben. Diese

Nase, diese Augen, diesen Höcker bringt man nicht mit auf die Welt; so etwas erwirbt sich erst nach und nach, wenn die Glätte, die Frische, das Neue und Blanke sich abgenützt haben. Jene Naturen sind die Bevorzugten, die sich solchen Ersatzes erfreuen; sie besitzen eine edle Reproductionskraft; statt daß bei den Andern Alles einschrumpft und vertrocknet, dehnt sich hier etwas Neues aus, wächst, gedeiht, nimmt Gestalt und Farbe an.

Aber Schröder wollte von der Tenoreigenschaft des jungen Husaren nichts wissen — vielleicht nichts einmal hören.

„Was hat man sonst gelernt?" fragte er; der junge Mensch mußte ihm denn doch wohl gefallen.

„Das Schneidermetier," erwiderte Gelhart, der Husar.

Schröder lächelte. Die Schneider waren damals noch nicht so nöthig bei den Bühnen wie jetzt. Es gab nicht so viel für sie zu thun. Fast Alles spielte man in den weitläufigen, aufge-

schmückten Kleidern, die man auch auf der Straße und in Gesellschaft trug, und war es einmal ein großer Shakespeare's-Character, so ließ man Historie, Historie seyn, und hielt es mit der Phantasie. Schröder kümmerte sich zum Beispiel nicht darum, wie sich die alten Brittanier zur Zeit ihres fabelhaften Königs Lear wohl gekleidet haben mochten, und stellte deshalb auch keine Forschungen, und eben so wenig Schneider an. Aber im eigenen Frack mochte er ihn auch nicht geben; und in einem spanischen Mantelkleide bei der Theilung seines Reiches zu erscheinen, schien ihm gleichfalls nicht passend. Das war ihm so phantasielos, so kokett, so prächtig. Da kam ein Chinafahrer unserm großen Schröder zu Hilfe; der brachte einen Schlafrock nach Hamburg, den irgend ein Mandarin einmal getragen haben mochte; schwarz mit großen ineinander verwickelten Drachen geziert, und in diesen hüllte der unvergeßliche Darsteller des Lear, der König des deutschen Theaters, die langen Glieder, das war sein Learkostüm. Ich kann mir ihn denken, wie er ihn in

die Höhe hob, wie er darin einherschritt. Ich habe den alten chinesischen Schlafrock oft in meinen Händen gehabt. Jetzt dient er dazu, eiuen Theil von Schahabaham's Hofstaat in Bär und Bassa zu zieren; einen Lear sah ich aber dort, der seinen dicken Bauch in ein enges Wämschen und Höschen gesteckt hatte, wie es ihm die Leipziger Theatermode gewährte, und seinen Wahnsinn darin heruntertanzend mit lächerlicher Grimmasse.

Der gute Gelhart mußte sogleich den Damen helfen, welche da saßen und die großen Reifröcke stickten. Madame Schröder und die Ackermann, die Boudet und die Jaime, sie tranken Kaffee, die Nadel in der Hand, und stickten ganze Klumpen von Flittern aufeinander. Eine Pracht für eine Ewigkeit. Und der gute Gelhart, wie er bereits alt geworden war, so ein fünfzig Jährchen später, hatte er Mühe diese Stickereien auseinander zu zupfen, und die Flittern nach ihrer Größe und Art zu sortiren, um damit bei der Hand zu seyn, wenn zu neuen Stickereien welche gebraucht

wurden. Der alte Mann war von einer wunderbaren Rührigkeit. Von Morgens früh, bis zum späten Abend war er mit der Garderobe beschäftigt, und dazwischen plauderte er gern von vergangenen Zeiten. Er wußte von den alten Hamburger Theater-Directoren viel zu erzählen. Er hatte Andenken von ihnen aufzuweisen; sie hatten ihn Alle liebgehabt. Aber wie hielt er auch seine Garderobe in Ordnung; seine Garderobe bestand nämlich aus alten ausrangirten Stücken und den Kleidern für die Statisten. Alles hatte seinen Platz bei ihm; Alles seinen Zettel, wie in einem Museum; die alten staubigen, von Motten zerfressenen Habite, worin sich eine längst verblichene Herrlichkeit einst kund gab; ihm war diese noch gegenwärtig, ihm lebte sie! —

Hier sahen wir einen weißen, daneben einen schwarzen Bärenkopf; Beide zierlich aufgehängt, und darüber in großen Buchstaben: „Dat is der weiße Bärenkopp;" und „dat is der schwarze Bärenkopp!" Nicht weit davon hingen einige graue Jäckchen, über denen eine

Tafel mit den Worten hing: „Dat sind die dreizehn Röckchen aus dem Waisenhaus, es sind aber nur siebene.“ Es waren nämlich einige davon zu andern Zwecken verbraucht worden. Eben so fanden wir Etwas, das die Aufschrift führte: „Macbeth's Helm,“ dann „Sarastro's Mantel,“ „Tarkeleon's Schlangenschürze,“ u. s. w., aber Alles lebhaft erinnernd an Lichtenbergs' Kuriositäten-Sammlung, worin sich „ein Messer ohne Klinge“ befand, „woran das Heft fehlte.“

Gelhart war ein Königsberger, wie man gleich am Dialecte hörte. Er hatte in seiner Jugend als Schüler das Collegium Fridericianum besucht, und nannte mich seinen Schulkameraden, wenn gleich fünfzig Jahre zwischen unserm Schulbesuch ruheten. Deshalb hatte er aber auch ein so unbegrenztes Zutrauen zu mir, wie man es nur zu einem Jugendfreunde hegen kann.

Sein Liebling war aber eine Katze. „De Katte“ gieng ihm über Alles. Wenn er Morgens auf seinem Stühlchen saß, um seine Gar-

derobe auszubessern, und nun bald ein Schlückchen, bald ein Schnittchen Butterbrod dazwischen genommen wurde, so saßen ihm der alte Zander, sein Factotum, und die gelbe „Katte,“ sein Liebling, gegenüber.

„Sieh, Zander, dat Vieh hat Menschenverstand!“ sprach er dann wohl.

Und „Ja, Gelhart, Du hast Recht!“ erwiderte der Andre.

Was er von seinem Frühstücksbrode übrig ließ, hieng er aber wohlweislich, in einer Schachtel verschlossen, auf, die wie eine Laterne, mitten im Zimmer, frei von der Decke herabhieng. Denn hätte er es liegen lassen, so würde das Vieh mit Menschenverstand sich wohl, nach Art solchen Viehes, undankbarerweise darüber hergemacht haben.

War das Theater beendigt, so wurde der Katze Gelhart's die Thür geöffnet, und sie durfte im ganzen Schauspielhause ihre Funktion als Kammerjäger üben, d. h. auf die Mäusejagd ausgehen. Sie hatte darin einen feinen Tact und lag Stun-

den lang auf der Lauer, bis der Vorhang zum letzten Male gefallen war, um dann ihre nächtliche Runde anzutreten.

Einst wurde Maria Stuart gegeben. Das Stück dauerte lange und Gelhart's Katze hatte lange Weile. Sie lag harrend, mit den Augen blinzelnd auf dem Treppenpfosten, und wünschte, wie man es ihr ansehen konnte, sehnlichst das Ende herbei. Die Ohren richtete sie bald vorbald rückwärts um zu erhorchen, ob denn noch nicht Alles still und ruhig werden wollte. Da kommt der ersehnte Augenblick, sie erhebt sich und macht einen Buckel; rings ruht Stille; das Ende ist da, sie wagt einige leichte Schritte auf Sammtpfötchen. Sie schleicht unbemerkt vor, immer weiter — jetzt tritt sie aus den Coulissen, um im raschern Tempo — husch — husch über die Bühne zu setzen. Aber welch ein Entsetzen ergreift sie — ein lautes Bravo und Applaudiren empfängt die arme Katze. Niemand weiß auf der Bühne was der Lärm bedeuten soll.

Es war die letzte Scene der Maria Stuart.

Leicester lag auf den Boden gebückt, und horchte, wie unter ihm der Schemel gerückt wurde. Dies war die Grabesstille; die lange, zum Unglück zu lange Pause. Man kann sich denken was erfolgte. Der Director war wüthend; der Vorhang fiel und Leicester wollte die Katze und Gelhart dazu zerreissen. Endlich wurde dahin entschieden, daß die Verbrecherin getödtet werden müsse. Alle Vorstellungen von Seite Gelhart's halfen nichts; selbst die Hindeutung auf Hatto's grauenvolles Schicksal, da die Mäuse sich auf eine furchtbare Weise vermehrten, fruchtete nichts; das Leben der Katze war verwirkt.

„Wir wollen die Katte denn ersäufen," sprach Gelhart zum alten Zander, als er tiefbetrübt in sein Zimmer hinaufstieg. „Fang' sie, ohler Zander!" setzte er dann fast weinend hinzu.

Und Zander fieng sie und that sie in einen alten Sack und quetschte diesen unter den Arm.

„Dat arme Beest!" sagten sie Beide, als sie aus dem Theater gingen.

„Und mußt Du sie denn tödten?“ fragte der weichere Zander, indem er die rothe Nase wischte.

„Und wenn ik sie nach Hause nehme, so läuft sie mir ja wieder in's Theater, und ik komm' um's Brod,“ sprach Gelhart mit einem Seufzer.

Sie hatten nun das Alsterbassin erreicht, das den Jungfernsteig bespühlt. Seufzend traten sie auf ein Bret, das am Tage Wäscherinnen dient, und weit in das Bassin hineinführt, dann sagte Gelhart: „Laß' sie heraus!“ — Und Zander öffnete den Sack, und still und traurig setzten sie ihren Weg fort. „Die Katte“ lag tief unten in der Alster. —

Am andern Morgen, zu früher Stunde, sehen wir den alten Gelhart mit seinem getreuen Zander über den Jungfernsteig in's Theater wandern. Wie sie an die Stelle kommen, wo die Katze ihr Ende gefunden, seufzen sie Beide laut auf. —

Betrübt steigen sie die Treppen hinan; Gelhart steckte den Schlüssel an, dreht um und tritt in's Zimmer.

Aber welch ein Schrecken bemeistert sich seiner! Die gelbe Katze sitzt als ob sie leibte und lebte, auf ihrem alten Platze am Fenster.

„Zander! ist's kein Traum!" ruft er und Zander sieht dasselbe. Sie nahen sich furchtsam zögernd dem Katzengespenste, denn für die wirkliche Katze will es Keiner halten. Jetzt strecken sie die Hand aus, und ergreifen das Fell; nein — es ist keine Täuschung — sie streicheln sie — sie spinnt! —

„Alter Zander!" ruft Gelhart, „was habt Ihr denn für einen Sack gehabt? Seht doch einmal nach?"

Und Zander holt den Sack herbei, aber dieser hatte ein Loch, so groß, daß die Katze dadurch entkommen konnte. Und sie war wirklich so gescheut gewesen, sich dieses Loches zu bedienen, um ihr Leben zu retten.

„Aber jetzt," rief Gelhart freudig aus, „soll mir sie auch Keiner mehr in's Wasser tragen. Wer es auch sey! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr meines Lebens gehabt. Wir behalten sie

hier oben, und wollen schon Acht geben, daß sie nicht mehr im letzten Act der Maria Stuart mitspielt.“ —

Einst wurde die Zauberflöte neu in die Scene gesetzt, wozu prächtige Garderobe gemacht werden sollte. Die Arbeiter waren übermäßig angestrengt und schneiderten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich mitten unter diesen fleißigen Leuten großen Lärm und Tumult vernehme, von einem unbändigen Lachen begleitet. Mein Befremden war jedoch bald erklärt. Der alte Gelhart hatte sich in den ältesten Papageno-Anzug geworfen, der ganz aus Federn bestand, und für den Ersten, der diese Rolle in Hamburg gesungen, angefertigt worden war. So gab er seinen Kollegen eine Buffo-Darstellung der lustigsten Art. Auf meine Zurechtweisung, daß sich ein solches Beginnen für den alten Mann nicht schicke, und daß er damit die Andern von der Arbeit abhalte, war er mit tausend Späßen bereit, auch mich in den Kreis der Lacher zu ziehen und wußte

sogleich mir die Geschichte des alten Papageno-Costüms, mit einer Menge launiger Details, und von komischen Anekdoten begleitet mitzutheilen; wie er wohl wußte, daß ich es gern hörte.

Seine geschichtlichen Notizen über die Hamburger Garderobe waren überhaupt interessant; manchmal selbst in kunst-historischer Hinsicht. Das Hamburger Theater hat nämlich bis jetzt des seltenen Glückes genossen, seit seiner Begründung vom Feuer verschont worden zu seyn. Daher enthält es denn so manche Reliquien.

Von dem merkwürdigen Kleide das Schröder auf Garrik's Auction in London erstehen ließ, und worin er dann selbst den Bartolo in Beaumarchais Lustspiel „der Barbier von Sevilla" spielte, habe ich schon an einem andern Orte gesprochen. Eben so interessant ist wohl auch der chinesische Schlafrock des Lear, dessen ich schon oben erwähnte, und ein anderer Schlafrock Macbeth's; ferner die Costüme zu den Schäferspielen und zu einigen alten Opern. Auch findet sich noch viel von Schröder's Garderobe zu bürgerlichen Rollen vor, sein

Essighändler-Rock, Weste und Beinkleid von rothem Tuche, und der schwarze Frack, den er schnell anzog, wenn er das Publikum anzureden hatte. Alle diese Kleider sind leicht kenntlich an ihrer Dimension, und würden unverändert von keinem der jetzigen Mitglieder des Hamburger Theaters gebraucht werden können.

Nachdem Schröder von der Direction abgetreten war, und diese in die Hände Mehrer überging, griff das gewöhnliche Unwesen auch in diesem Verwaltungszweige um sich, und die ersten Spuren von Geschmack und Ordnung finden sich erst zu jenem Zeitpuncte wieder, als Schröder zum Zweitenmale, zu Ende des ersten Decenniums dieses Jahrhunderts die Direction übernahm. Er setzte nämlich damals sein Drama „Adelheid von Salisbury' in die Scene und ließ dazu eine Anzahl mittelalterlicher Hofkleider verfertigen, die noch heute häufig erscheinen, und beim Personal unter dem Namen der „Adelheids-Kleider" bekannt sind. Dieses Drama war eines von denen, die er für seine neue Entreprise vor-

bereitet hatte, und die er dann später in Bausch und Bogen um 500 Thaler den andern Bühnen anbot. Nur Iffland hat sie angekauft und ihm die verlangte Summe dafür bezahlt. Wahrscheinlich aus rücksichtsvoller Höflichkeit; denn die Stücke hatten nur wenig Werth, waren veraltet und konnten kein Glück bei der Darstellung mehr machen. Die Versuche die man in Berlin, namentlich mit dem Ruhmredigen, einer Bearbeitung des **Glorieux** von **Néricault-Destouches** machte, und die welche Schröder selbst, während seiner einjährigen Directionsführung unternahm, mögen als Beweise dienen. So konnte sich der erfahrene Mann täuschen, und so täuscht sich Jeder, der nicht mit der Zeit fortschreitet. Ehe Schröder seine zweite Direction eröffnete, antwortete er auf die Fragen, die man ihm wegen der Hoffnungen stellte, die er von seinem neuen Unternehmen hatte, nur durch stumme Hindeutung auf sein Schreibpult wo die Manuscripte jener Stücke lagen, die sonderbar genug Niemanden mehr, ausser ihm, gefallen wollten.

Ich kehre aber zu Gelhart zurück.

Er sang für sein Leben gern die alten schönen Lieder aus dem siebenjährigen Kriege, die er noch in seiner glücklichen Jugend vernommen. Das Lied vom „glückseligen Schwerin" und das feierlich zärtliche:

„Bouketten wollen wir —
Mein Schatz wie gefällt es Dir?" —

klingen mir noch immer in die Ohren, wie er sie so schön mit seiner leisen, zitternden Baßstimme vorzutragen wußte. Seine Stimme hatte etwas Geheimnißvolles, gleich dem Gesange gewisser wunderbar beschwingter Insecten, welche die Töne mit ihren Flügeldecken hervorzuzaubern verstehen. Es wäre offenbar Verläumdung, wenn man dem alten, guten Manne nachsagen wollte, er habe zu viel Branntwein zu sich genommen; wenn ich aber behaupte, daß er dem Genusse des Branntweins diese seltsame Stimme, diese sanfte Kraft, dieses harmonische Zittern, diesen leisen und doch so kernigen Hauch verdankte, so gründet sich das

auf Beobachtung, die ich schon oft an Leuten gemacht, die sich dem Branntweintrinken hingeben.

Ich könnte hier z. B. den bekannten Musik-Direktor Hiller anführen. Da fällt mir ein, daß unsere leichtfertige Salonwelt, die es mir vielleicht schon stark verübelt, daß ich hier von Branntweintrinkern spreche, nur an den kleinen Klavierspieler Hiller in Paris denken wird, indem sie wahrscheinlich ganz vergessen hat, daß es einst einen Hiller in Leipzig gegeben, dem unsere Väter ihren höchsten theatralischen Genuß verdankten, da er die allerliebsten Opern: die Jagd, der lustige Schuster, Lottchen am Hofe, und viele Andre noch geschaffen. Der Hiller von dem ich spreche, war nun aber ein Sohn des Leipziger, und jener, den ich ungern mit diesem verwechselt sähe, ist der Sohn eines Frankfurter Banquiers, und zur Zeit ein **Bijou de Salon** der vornehmen, und musikliebenden Welt in Paris.

Hiller, hieß wie sein Vater, Adam, und war einer der gründlichsten Musiker und dabei ein sehr genialer Komponist. Man hat einige Opern

und eine Menge sehr hübscher Lieder von ihm. Noch seh' ich ihn wenn er Morgens, in seinem kurzen, gelben Flausmantel, woran die Zeit kein gutes Haar mehr gelassen hatte, Händereibend in das Kaffeehaus der Wittwe Grau zu Königsberg hereinsprang und seine kleinen Gläschen schnell hintereinander leerte. Er war Musikdirector bei dem dortigen Theater. Was für glückliche, sorglose Armuth da unter den Leuten herrschte! Wie froh, wie beneidenswerth sie Alle waren! Und wie grämlich, begehrlich, neidisch jetzt Alles in dieser Künstlerwelt erscheint. Wie man so viel gelten will und so große Ansprüche macht. Und Hiller war wahrhaftig ein tüchtiger Musiker und noch mehr als das. Er hielt Vorlesungen über den Generalbaß, wie sie nicht Jeder halten kann, der nichts weiter ist als ein tüchtiger Musiker. Und mit Hiller kamen Andre zu Grau, nicht minder werth als er, doch mit eben so wenig Geld in der Tasche.

Hiller's Stimme zeigte aber dieselbe Eigenthümlichkeit, wie die meines guten, alten Gelhart. —

Mit dieser Stimme wußte dieser nun auch ganz besondere Effecte hervorzubringen, namentlich in der Declamation. So sprach er z. B. eine poetische Erzählung von einem Eremiten und dem Tod, die ihre Wirkung nie verfehlte. Gewöhnlich regalirte er fremde Schauspielerinnen damit, die dann von Jemand, der den Spaß schon kannte, in Kenntniß gesetzt wurden, um bei der Stelle, die er mit dem ganzen Aufwande seiner Kunst rezitirte und mit Gesten begleitete, auf recht pittoreske Weise erschrecken zu können. Dann freuete er sich kindisch. Die liebenswürdige Devrient-Böhler that ihm sogar den Gefallen, in ihrer graciös-neckischen Art in Ohnmacht zu fallen, weßhalb der arme Alte wirklich in Todesangst gerieth.

Den alten Gelhart hatten Alle lieb, die ihn kannten; selbst Damen mochten ihn leiden, obgleich sein Aeußeres keineswegs liebenswürdig war.

Morgens ging er in einen ganz stattlichen Mantel gehüllt, sein Pfeifchen schmauchend, auf dem Hamburger Berge spazieren. Beides — Mantel und Pfeife — waren Andenken von dem

verstorbenen Theater-Director Herzfeld, der ein berühmter Schauspieler, und auch unsers Gelhart's Freund gewesen war. Den Tag über bis zum späten Abend war er im Theatergebäude zu treffen. Man sah ihn dann in den langen, dunkeln Gängen auf leisen Filzsocken, wie ein wohlbekanntes, freundliches Hausgespenst dahinschweben. Gieng es an Menschen vorüber, die es kannte, so nickte es freundlich und sprach sie an, und Niemand fürchtete sich vor ihm. Diese Erscheinung war Allen so vertraulich und gewohnt, daß man sie noch immer zu haben glaubte, als Gelhart schon längst todt war.

Es war im Fasching als er starb, am Morgen nach einem Maskenballe im Theater.

Ich war früh hingegangen und fand ein wildes Durcheinanderrennen der Arbeitsleute. Ich fragte was es gäbe. „Der alte Gelhart sey total betrunken," wurde mir lachend zur Antwort gegeben.

Ich trat in eines der Garderobezimmer, wo sie ihn auf ein Sopha gelegt hatten; er war

sprachlos. „Das ist der Schlag,“ sagte ich sogleich. „Ist nach dem Arzt geschickt?“

Es war kein Arzt aufzutreiben; sie trugen den Alten in einer Sänfte fort. Im Wegtragen öffnete er die Augen, und seine Blicke fielen auf mich. Er sah mich unverwandt an, bis daß er in der Sänfte saß, und seine steifgewordenen Arme versuchten es mir, wie zum Abschiede, Küsse zuzuwerfen. Man lache mich immerhin über meine Sentimentalität aus — ich mußte weinen.

Gelhart war ein alter, häßlicher Mann, an jenem Morgen insonders, wo die Spuren des Schlaganfalls sich noch überdieß seinen grotesken Zügen aufgedrückt hatten; wer ihn kannte lacht gewiß, wenn er ihn sich denkt, mit Zärtlichkeit Kußhände werfen. Lache wer will! ich weinte. — Ich gieng vor's Thor, um mich zu zerstreuen — dann kam ich in's Theater zurück, aber mein alter Freund wollte mir nicht aus dem Sinn. Am Morgen darauf war er eine Leiche. —

Am Tage seines Begräbnisses sagte der alte, einfältige Zander zu mir: „Was wird die Frau

Gelhart heute wohl dazu sagen, wenn der Alte diese Nacht zum ersten Mal in seinem Leben nicht nach Hause kommt. Er war sonst so ordentlich, jetzt wird er liederlich.“ —

So spottete ein selbst am Rande des Grabes stehender Greis; und Gelhart war sein Freund und sein Wohlthäter, dem allein er seinen Platz beim Theater verdankte. Diese Rohheit empörte mich so, daß ich von Stunde an den alten Zander nicht ausstehen konnte. —

Gelhart's Frau, seine treue, greise Lebensgefährtin mußte, da man sie ganz vergessen hatte, bittend bei der Direction um eine Unterstützung einkommen. Man schenkte ihr ein für allemal eine kleine Summe. Zum Glücke konnten sich die Söhne, die der Alte zu wackern Leuten erzogen hat, der Mutter annehmen. Sie überlebte jedoch ihren Mann nicht lange. Auch sie heiterte er auf, auch ihr war er ein angenehmer Gesellschafter gewesen; sie sehnte sich nach ihm, und „er holte sie bald nach,“ wie die Leute zu sagen pflegen.

Obgleich die wohlfeile Lithographie es jetzt ei-

nem Jeden so leicht macht, seine Züge auf die Nachkommen zu bringen, so war doch kein Hamburgischer Künstler darauf bedacht gewesen, diese merkwürdige Physiognomie festzuhalten. Nur Ein ausgezeichneter Mann der Kunst, Herr Cocchi aus Bologna, der als Theatermaler in Hamburg angestellt ist, entwarf einen flüchtigen Umriß der ganzen Gestalt. Wem nun darum zu thun ist, der wende sich an Denselben, um ein deutliches Bild unsers Gelhart zu erhalten. Zu meiner Zeit hieng die Zeichnung in dem Malersaale des Theaters. Für die Aehnlichkeit bürge ich, der ich Gelhart's Persönlichkeit in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, wie man sieht, sehr genau studirt habe. —

Im Fasching ist er gestorben, und mit Lachen haben sie ihn nach dem Maskenballe in die Sänfte getragen, weil sie ihn für betrunken hielten. Nach seinem Tode machte sein beßter Freund einen Witz auf ihn, und ich errichte ihm ein Denkmal, wobei man eher lachen als Thränen vergießen wird.

So lebte, so starb der alte Ziethen'sche Husar, der den Säbel mit der Nadel vermählte, der Te-

nor singen wollte und Schneider ward. Mancher Mensch scheint für den Kontrast geboren worden zu seyn. In Gelhart zeigte sich der groteske Spaß personifizirt; es lag etwas Shakespeare'sches darin. Nun ist das Hamburger Theater ein ernstes Ding geworden; die alten Säulen seines trefflichen Lustspiels schwanken und sinken zusammen; und die Neuen, die dazukommen, wissen nichts mehr von den Alten. Ich wünschte, daß der Geist des alten Gelhart's ihnen erschiene und ihnen erzählen wollte, von den frühern Tagen, wie er mir es gethan. Wenn er ihnen nur die alten Röcke zeigte und erklärte, es webt etwas um diese alten Stücke das Achtung abnöthigt. Und wäre es auch nur ihre hohe Einfachheit und die stolzen Namen die sich in der Erinnerung daran knüpfen.

IV.

Der Graf von Cleve. *)

Beim Ausbruche der Revolution mußte mein Vater, ein Edelmann von altem Schrot und Korn, Frankreich verlassen, und sich glücklich preisen, als er auf deutschem Grund und Boden angelangt war, nach den Worten des Dichters, die Häupter seiner Lieben zählen zu können, und zu sehen, daß ihm kein theures Haupt fehle. Dürftig flohen wir nach Preußen, und langten im Oktober 17.. in Königsberg an, wo wir endlich von den großen Beschwerlichkeiten mit Sicherheit ausruhen

*) Ein Jugendfreund erzählt.

zu können glaubten. Viele geflüchtete Franzosen, größtentheils Bekannte meines Vaters, so wie die Menge der französischen Colonisten in jener Stadt, die uns die freundlichste Aufnahme zu Theil werden ließen, machten, daß wir das Vaterland weniger vermißten. Ich wurde in ein französisches Institut gethan, welches dort auf die ehrenvollste Weise mit den deutschen Lehranstalten wetteiferte. Hier, von Franzosen in allen Lehrgegenständen unterrichtet, erhielt ich eine, meinem Stande und unsern Sitten gemäße Bildung. So waren meine Jugendjahre verstrichen, als der Tod meines Vaters, dem Gram über die Vorfälle im Vaterlande und Kummer über den Verlust seines Vermögens die frühe Grube bereiteten, meiner ferneren Laufbahn eine überraschende Richtung gab. Ich verließ das Institut, und die größere Freiheit, deren ich genoß, ließ mich öffentliche Orte besuchen, und unter diesen vornämlich solche, wo ich Gelegenheit hatte, meine unglücklichen Landsleute anzutreffen. Einer dieser Versammlungsorte war das Kaffeehaus von Zornig in der Junkerstraße, wo vom

frühen Morgen bis zum späten Abend ein Gedränge von Franzosen war, die bald neu angekommene Nachrichten zu erhalten wünschten, bald erhaltene Briefe zur Kenntniß brachten. Das allgemeine Unglück hatte auch eine Allgemeinheit der Verhältnisse herbeigeführt. Nichts wurde verheimlicht, was auf die politischen Ereignisse Bezug hatte. Alle standen brüderlich zusammen, der Eine half dem Andern mit Geld und Rath, und man sah nicht selten einen dürftigen Franzosen mit den letzten Goldstücken, die ihm von seinem frühern Reichthum übrig geblieben, einige noch dürftigere Brüder speisen, die im Vaterland keineswegs seine Freunde gewesen waren. Unter diesen theilnehmenden, freundlichen Genossen fiel mir ein Mann von gesetzten Jahren und finsterem, verschlossenem Aussehen auf, der seit einigen Tagen sich auf dem Kaffeehause zu einer gewissen Stunde sehen ließ, wenn der Zusammenfluß am stärksten war, und auch mehre Einwohner der Stadt es besuchten. Er saß an einem bestimmten Platze, neben dem Ofen an einem kleinen Tischchen, und ließ seine

Blicke auf den Vorübergehenden ruhen, ohne den Mund zum Sprechen zu öffnen. Ich fragte meine Freunde, niemand aber konnte mir den Fremden nennen, oder etwas Näheres über ihn mittheilen. Da man in jener Zeit nicht ohne Grund ängstlich war, so verstummten nach und nach die lauten Gespräche; die Franzosen mieden diesen beliebten Vereinigungsplatz, und mit Bedauern sah der Eigenthümer des Kaffeehauses das Leben aus seinen Sälen, dieses einzigen räthselhaften Gastes wegen, verschwinden. —

Es war an einem kalten November-Abende, der Schnee knisterte unter den Füßen und das Rasseln und Klingeln der vielen Schlitten verbreitete in der Nähe des Schlosses ein eigenes Leben. Bei Zornig's war es bereits ganz leer geworden, die Lichter an den Billardtafeln wurden ausgelöscht, und im matten Schimmer, den nur eine Kerze auf dem Schenktische noch verbreitete, saß ich in einer Ecke, die Augen geschlossen und vom Geklingel der Schlitten in halben Schlummer ge-

wiegt, während in der andern Ecke der Fremde stumm und starr vor sich hinblickend da saß.

Plötzlich hielt ein Schlitten vor dem Hause und herein traten, laut sprechend und den Schnee von den Füßen stampfend, die beiden jungen Grafen Xh....t, die erst seit Kurzem aus dem südlichen Frankreich hieher geflüchtet waren. Sie forderten Punsch und setzten sich zu mir. Nicht lange währte es, so erhob sich der Unbekannte aus seinem Winkel, und indem er uns auf die feinste Art grüßte, redete er die Grafen zu gleicher Zeit in gutem Französisch an, das dem geübten Ohre jedoch alsbald den Deutschen verrieth. Er habe, so sagte er, einen Brief aus Berlin erhalten, der für die Familie der Grafen Xh....t von Interesse wäre, und sey so frei gewesen, diesen Brief wohl versiegelt, in der Behausung der Söhne dieses erlauchten Hauses abzugeben. Was der Brief enthielt, wolle er hier nicht sagen, sie würden den Inhalt beim Nachhausekommen erfahren. Auf diese Weise hatte sich der Räthselhafte bei uns aufge-

führt; wir hatten die Ehre, die Ersten zu seyn, die von ihm angeredet wurden.

Unter unbedeutenden Gesprächen war noch eine kleine Viertelstunde verflossen, dann empfahl sich der Unbekannte mit der Versicherung, des andern Tages zu einer bestimmten Stunde den Brief von den Grafen wieder abzuholen; und auch diese folgten bald, indem sie vorschützten, schläfrig zu seyn. Mit mir allein, gab mir dieser Vorfall reiflichen Stoff zum Nachdenken. Die Art und Weise, wie sich der bisher so Verschlossene, Allen Unzugängliche, den beiden jungen Grafen genähert, die er bereits besucht hatte und morgen wieder besuchen wollte, deutete bestimmt auf eine längere Bekanntschaft, auf ein innigeres Verhältniß. Es war unbezweifelt, daß gerade diese jungen Edelleute die bedeutendsten Verbindungen in Frankreich unterhielten, und einer mächtigen Partei angehörten, die eine Contre-Revolution beabsichtigte und ihre Agenten in allen Ländern unterhielt. Ihre tiefen politischen Absichten suchten die Grafen unter froher Lebenslust und sinnlichen Genüssen aller Art

zu verbergen, und nicht selten machte ich selbst die Erfahrung, daß eine Gesellschaft freigebig von ihnen bewirthet wurde, um Meinungen, Ansichten und Plane jedes Einzelnen auf das Genaueste zu erforschen. Schon längst war es mein Wunsch, mich einer solchen Partei anzuschließen. Wo ich dergleichen ahnen konnte, da suchte ich Eintritt. War es jedoch meine noch zu große Jugend, oder daß man mir nicht die dazu erforderlichen Geisteskräfte zutraute; immer zog man sich von mir zurück, und es wollte mir nie glücken, in die politischen Geheimnisse solcher Innungen eingeweiht zu werden. Doch der Zeitpunkt war gekommen, wo meine Wünsche auf eine Art erfüllt werden sollten, die selbst meine kühnsten Erwartungen übertraf. Eine Karte der Grafen Xh....t lud mich zum Abendessen. Mit Ungeduld erwartete ich die Stunde und eilte hin. Sie bewohnten ein schönes Hotel der preußischen Grafen von D., in der französischen Strasse unweit des Schlosses. In's Gesellschaftszimmer eingetreten, wo außer den beiden Grafen und dem Fremden, niemand zugegen war,

zogen vier grüne Pyramiden von Wachs, wie man sie in verschiedenen Gegenden den Kindern zur Weihnacht zu schenken pflegt, auf einem weiß gedeckten Tische in der Mitte des Zimmers stattlich prangend, meine Aufmerksamkeit auf sich. An einer jeden hing ein Dolch, ein weißes Atlasband und eine silberne Lilie.

Die Grafen traten mir heiter entgegen, mit der meinen Landsleuten eigenen, leichten und doch höflich feinen Gewandtheit, mich bewillkommend. „Es ist heut' der Abend vor dem Weihnachtsfeste und wir sind den guten alten Sitten zu sehr ergeben, um nicht unsere Freunde, die ächten Kinder Frankreichs, auf herkömmliche Weise zu beschenken. Diese Pyramiden machte Madame Godron, die Frau eines kürzlich in Paris enthaupteten, armen unschuldigen Parfümeurs, der unbesonnen genug war, alte wohlriechende Essenzen feil zu halten, deren Gläser noch mit der früheren Etikette: Lait virginal à la reine, versehen war. Sie ist hierher geflohen und lebt von der Unterstützung ihrer Landsleute. Ihrer Dankbarkeit ver-

danken wir diese Pyramiden. Die Geschenke haben wir daran aufgehängt, indem wir glaubten, sie würden unsern Freunden angenehm seyn, die ihre Deutung verstehen.“ Im Augenblicke durchzuckte mich der Gedanke, daß sich mir nun die längst ersehnte Gelegenheit zur politischen Thätigkeit eröffnen würde. Mit Thränen in den Augen warf ich mich dem ältern der beiden Brüder um den Hals, und wurde hierauf von allen Dreien herzlich umarmt. Ich küßte die Lilie, schwang den Dolch, kurz ich gebehrdete mich wie ein Mensch, dem die plötzliche Freude den Verstand ein wenig verrückt hatte. „Dieser Enthusiasmus ist lobenswerth, und berechtigt zu schönen Hoffnungen,“ rief der Fremde mit vor Freude glänzenden Augen aus, „allein Besonnenheit muß das Feuer zügeln. Die heiligen Zeichen, das weiße Band der Bourbons, die königliche Lilie von Frankreich, sollten stets zur gerechten Rache auffordern, und dieser zweischneidige Dolch soll sie in's Werk setzen. Muth und Besonnenheit sey unser Wahlspruch. Ihre Gesinnungen, junger Mann,“

fuhr er, zu mir gewendet, fort, „haben sich beim Anblick dieser Gegenstände auf das Schönste kund gegeben. Ich bedarf keiner weitern Beweise. Sie müssen so schnell als möglich nach England, dort harret ihrer eine große Bestimmung; doch vorerst sollen Sie der Ehre theilhaftig werden, einem hohen Reisenden, dem Grafen von Cleve, der sich in dieser Stadt gegenwärtig befindet, vorgestellt zu werden. Er will und muß Sie kennen lernen. Um Mitternacht führe ich Sie selbst hin.“

Wir setzten uns zu Tische, ein ausgesuchtes Mahl wurde uns von den Dienern in glänzenden Livreen servirt. Einige Landsleute hatten sich dazu eingestellt. Man scherzte und plauderte, aß und trank, meine Wirthe und der Fremde, der sich Herr von Boc.... nannte, suchten Alles zu entfernen, was den ernsten Plan verrathen konnte, mit dem ihr Geist sich beschäftigte. Mir war diese Gabe noch nicht zu Theil worden. Mit rothglühenden Wangen und hochklopfendem Herzen saß ich an der Tafel, drückte von Zeit zu Zeit meine Tasche, worin ich die theuren Bundeszeichen ver-

wahrt hatte, mit Inbrunst, und konnte die Zeit nicht erwarten, da ich mit meinem neuen hochverehrten Freunde die Gesellschaft verlassen würde. Die Glocke von der nahen reformirten Kirche schlug drei Viertel nach Eilf. Herr von Boc.... winkte mir fast unmerklich und ich verließ das Zimmer. Eine volle Viertelstunde mußte ich ihn im Corridor erwarten, und beim Summen des zwölften Glockenschlages stiegen wir die hohe Rampe vor der Hausthür hinunter. Wir durchschnitten die französische Straße, gingen über den Schloßplatz, durch die Junkerstrasse, bei Zornig's vorüber, wo schon Alles finster war, und bogen nun in die Kehrwiederstrasse, wo das stattliche, glänzende deutsche Haus, der erste Gasthof der Stadt, mit erleuchteten Fenstern, sich vor uns ausbreitete. Viele schöne hochbepackte Reisewagen standen vor dem Hause. Eine Menge Dienerschaft, die französisch und deutsch durcheinander wälschte, drängte sich auf der Treppe und in den Gängen. Dieser Lärm verstummte jedoch und machte einer Todtenstille Platz, da wir in den Vorsaal traten.

Die Kronenleuchter waren angezündet. Zwei Herren in einfachen seidenen Röcken und mit gepuderten Köpfen fragten nach unseren Namen, um uns zu melden. Alles schien die Nähe einer Person anzukündigen, welche die Vorsehung auf eine der erhabensten Stufen gestellt hatte. Ich wagte kaum zu athmen, kaum mir selbst zu gestehen, was meine Seele längst geahnet hatte. Der Eindruck dieses Augenblicks war zu mächtig, nie werd' ich ihn vergessen. Der Eine von den beiden Herren kam jetzt zurück, machte eine Verbeugung und sagte halbleise: „**Monsieur vous attend!**...“ Mein Freund nahm mich bei der Hand, die ich ihm zitternd überließ. Wir gingen durch zwei wenig beleuchtete Zimmer. Im dritten, wo ein großes Himmelbette mit rothdamastenen Vorhängen sich befand, saß ein Mann im Lehnstuhle, dessen Aussehen mir Liebe einzuflößen und doch wieder Ehrfurcht zu gebieten schien. Er war in den besten Mannesjahren, unter seinem sorgfältig frisirten Haupthaare wölbte sich eine hohe glänzende Stirn, zwei milde Augen, von ziem-

lich starken Braunen beschattet, verweilten sorgfältig auf mir. Eine Adlernase zierte das volle breite Gesicht, ein Lächeln herablassender Hoheit umschwebte den wohlgeformten Mund und ein ziemlich starkes Unterkinn gab dem ganzen Antlitz eine gewisse nicht zn beschreibende Würde.

Der Graf von Cleve trug einen Rock von grünem Sammet mit rothem Kragen ohne Stickerei und ein großes achteckiges Kreuz, worin die Taube, unterwärts gekehrt, schwebte. Ein blaues breites Ordensband schmückte die Brust und die Füße waren mit weiten schwarzen Sammetstiefeln bekleidet, die aber nicht so hoch reichten, die weiß seidenen Strümpfe am Knie nicht sehen zu lassen. Eine kleine gedeckte Tafel trug die Ueberbleibsel des Mahles, dessen Hauptbestandtheil gekochte Eier, auf die Art, die man in Frankreich à la coque nennt, gewesen seyn mochte. In einer gemessenen Entfernung vom Grafen standen zwei bejahrte Herren in grünen Uniformen, mit der Decoration des Ludwigs-Kreuzes geziert, die man zur damaligen Zeit häufig in Königsberg sehen

konnte. Mein Führer sprach mit dem Grafen Englisch, das ich nicht verstand, und dieser drehete sich mit einer ungezwungenen Wendung nach mir, indem er mir die Hand zum Kusse hinstreckte Ich näherte mich schüchtern und die ehrfurchtgebietende Nähe des Grafen machte, daß ich fast knieend seine Hand küßte, was ich gewiß keinem Fremden sonst gethan haben würde. Bei dieser Bewegung klirrte etwas zu Boden. Es war der Dolch, der meiner Tasche entfallen war. Erschrocken hob ich ihn auf, um ihn zu verbergen, allein der Graf sprang mit dem Ausdrucke des größten Entsetzens vom Sessel. Mein Führer beruhigte ihn in französischer Sprache. „Es sey dies ein Zeichen, woran sich die für die gute Sache Verbündeten erkennen," sagte er. „Ein schlimmes Zeichen," erwiderte der Graf, „ein Zeichen, das wir der Gegenpartei, den Räubern und Mördern unsers Gutes und Blutes überlassen sollten." — Mit Feuer zog ich hierauf das weiße Band und die Lilie hervor und zeigte sie ihm, indem ich sagte: „Die Waffe soll dazu dienen, diese Heiligthümer

zu beschützen!“ Eine Thräne glänzte in dem Auge des Grafen, er sah mich huldvoll an und sagte bewegt: „Ich finde hier mehr Franzosen, als ich in Frankreich zu finden mir je einbilden darf. Gehen Sie, mein Sohn! Gott segne Ihr Beginnen!“ — Er drehte sich von uns weg und trat zum Fenster. — Wir verließen das Gemach. — Stumm schritt ich neben meinem Begleiter durch die finstern Gassen. Obgleich ich die Züge des edlen Fremden im Bilde schon oft gesehen zu haben mich erinnerte, und das Räthsel, wer der hohe Unbekannte sey, sich von selbst löste, so wagte ich dennoch kein Wort dieserhalb an meinen Freund zu richten, und dieser beobachtete dasselbe Stillschweigen. Am andern Tage erhielt ich mehre versiegelte Schreiben, die ich in meine Weste einnähete, und der nächste günstige Wind führte mich nach England.

V.

Heine.

Im Jahre 1827 sprach man in Süd-Deutschland noch gar nicht von Heinrich Heine, obgleich seine Reisebilder doch schon erschienen waren. Und in jenem Jahre war es als ich nach Hamburg reiste. Ich erinnerte mich im „Gesellschafter“ die Bruchstücke aus dem ersten Bande der „Reisebilder“ gelesen zu haben. Die ungemeine Frische, der glänzende Witz hatten meine Aufmerksamkeit auf einen Namen hingelenkt, der mir damals noch gänzlich neu war.

Im Hotel de Saxe, auf dem Kamp in Hamburg, hörte ich diesen Namen wieder nennen. Es

war eine gemischte Gesellschaft, die dort ihren Hunger zu stillen kam. Schauspieler, Makler, Dramaturgen, durchreisende Virtuosen, Alles schrie durcheinander und wollte seine Meinung hören lassen. Tabaksblätter, Kaffee, Metalliques, die Mamsell Pache, der große Schröder, und die Hamburger Staatsverfassung, mußten nicht nur der Reihe nach herbei, sondern wurden sogar so durcheinander geworfen, daß dieses Salmigondi für den ruhigen Zuhörer unerträglich werden mußte. Ich gehörte zu diesen. — Unter solchen Gesprächen fischte sich dann aber auch manchmal ein guter, zusammenhängender Brocken heraus, den ein Reinhold, Meyer oder Lenz in den Schwall der Unterhaltung hatte fallen lassen. So tauchte denn auch einmal der Name H e i n e vor meinem Ohre auf, und der Titel seines neuesten Buches, und ich erinnerte mich wieder der anmuthigen Schilderungen im Berliner Gesellschafter.

Es war nicht eben Lob was dem jungen Dichter gespendet wurde. Ein ältlicher Herr, der in der Gesellschaft für einen Kenner galt, meinte:

„Heine werde nie ein Buch schreiben; es seyen zwar neue und gute Gedanken, die er zu Markte bringe, aber Alles ohne Anfang und ohne Ende; man könne das eben kein Buch benennen.“

Ich will diese vortreffliche Behauptung hier nicht widerlegen, weil es ganz unnütz wäre, sondern vielmehr gestehen, daß das was ich sonst noch von dem Buche und seinem Verfasser hörte, meine Neugier mächtig erregte, Beide kennen zu lernen.

Einige Zeit nach diesem Gespräche zeigte mir ein guter Freund einen jungen Menschen, der eben zum Dammthor hereinkam. Er hatte den Hut bedeutend nach vorn gerückt, so, daß sein Rand die Nase beschattete, der Rock war offen, und beide Hände steckten in den Taschen der Beinkleider. Sein Gang war nachläßig, stolpernd, und er gaffte links und rechts die Häuser an. Dies war Heine. Es lag in der Erscheinung eine vornehme Gleichgiltigkeit, die es verschmähte bei diesen Hamburgern ein anständiges Aufsehen zu erregen. Das Gesicht war fein geröthet und auf den ersten Blick verrieth es durchaus nichts Auf-

fallendes, es war ein unbefangenes, jugendliches, neugierig in die Welt schauendes Gesicht.

Ich begegnete nun Heinen öfter, und fast immer auf dieselbe Weise; allein, schlendernd und gaffend; es schien sich in seinem Wesen eine unendliche Langeweile auszusprechen.

Der Zufall brachte uns nie zusammen. Ich hörte, daß er fast täglich, gleich mir, den Schweizer-Pavillon besuche, aber nie traf ich ihn dort. Die Bekanntschaft, die ich inzwischen mit seinen Büchern gemacht hatte, „welche keine Bücher waren,“ flößten mir eine innige Zuneigung zu Heine ein. Mein Wunsch wuchs, ihm bekannt zu werden. Wie nah ich der Erfüllung desselben war, und auf welche höchst angenehme Weise dies geschehen sollte, ahnte ich jedoch noch nicht.

Eines Morgens hatte ich mich im Schweizer-Pavillon in irgend eine Zeitung so hineingelesen, daß ich nichts von dem bemerkte, was um mich vorging, und schreckte daher nicht wenig auf, als ein Freund mich beim Namen rief und mir sagte: „er wünsche mir Herrn Doctor Heine vorzustellen.“

Ueberraſcht ſprang ich in die Höhe um meine Freude darüber auszudrücken.

Er ſtand wirklich vor mir, der kleine Unbefangene. Sein im ruhigen Zuſtande ſo gleichgiltiges Geſicht hatte ſich aber jetzt mit einem Lächeln geſchmückt, das tauſend Dämonen um Mund und Augen belebte, die abwechſelnd Hohn und Muthwillen darüber ergoſſen. Dies Lächeln, das mir nachher ganz gewöhnlich wurde, ſchien mir in dieſem erſten Augenblicke ſeine Züge nicht zu verſchönern.

Er kam mir mit einer feinen Artigkeit entgegen.

„Ich habe dieſen Sommer auf Norderney bereits ihre Bekanntſchaft gemacht,“ ſagte er. „Ihre Novelle, der Familienſchmuck, hat mich ſehr angezogen, und ich freute mich als ich hörte Sie in Hamburg zu finden. Sie glauben nicht wie troſtlos es auf Norderney iſt, wie man alles geſelligen Umgangs entbehrt, und wie froh man iſt“ —

„Dieſem Umſtande“ fiel ich ihm in's Wort, „habe ich es denn auch zu danken, daß ſie meinen Familienſchmuck laſen und goutirten.“

Er lächelte wiederholt. Ich erzählte ihm, daß ich bereits in Hoopte Jemanden getroffen hatte, der wahrscheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt, als sich für ihn auszugeben, daß ich aber damals in meiner süddeutschen Unbelesenheit nicht gewußt, welche Berühmtheit sich an seinen Namen knüpfe. Er wünschte das Nähere zu wissen, weil er einen Vetter habe, der ihm manchmal den Streich spiele, den Namen Heinrich Heine anzunehmen, und weil er hoffte, ihn hier wieder einmal zu ertappen.

Der Fall war ganz einfach. In Hoopte, wo die Fähre über die Elbe, aus dem Königreiche Hannover in's hanseestädtische Gebiet Billwärder, die Reisenden bringt, kam ich Abends spät an. Ein einsamer Reiter war mit mir zugleich angelangt, den Weg von Lüneburg her, der auch nach Hamburg wollte. Wir soupirten zusammen und der Reiter, der ein junger Mensch war, an dem ich nichts Ausgezeichnetes als eine ungeheuere Nase bemerkte, war sehr gesprächig.

„Ach, mein Bruder!" unterbrach mich Heine; der wird mich noch in's Unglück bringen."

Ich fuhr fort ihm zu erzählen, daß der junge Mensch uns eine Menge Geschichtchen zum Besten gab; Aventüren mit Schauspielerinnen, mit denen er auf der Elbe Schiffbruch gelitten, und was dergleichen mehr war. Am andern Morgen ließen wir uns bei starkem Regen nach dem Zollenspeicher übersetzen, und der Reiter hielt an dem Schlage nnsers Wagens, um uns durch sein fortwährendes Gespräch die Langsamkeit der Ueberfahrt vergessen zu machen, und als er endlich drüben von uns Abschied nahm, und in seinen Mantel gehüllt, auf dem Damme davonsprengte, überreichte er mir noch eine Karte mit dem Namen „Heine," und fügte hinzu, ich möchte ihn doch in seiner Wohnung in Hamburg auf dem „großen Burstah" besuchen.

Auch von seinen Dichtungen hatte er erzählt und mir blieb kein Zweifel, daß ich einen jener jungen Schriftsteller vor mir hatte, wie sie in Norddeutschland so häufig sind, der so eben in

den romantischen Gehegen der Lüneburger Haide, bei dieser herbstlichen Witterung, Stoff zu einem neuen Werke sich geholt.

Wären mir damals schon die Reisebilder bekannt gewesen, so hätte diese Begegnung mir ein bedeutendes Interesse eingeflößt. Der Reiter mochte jedoch in seinem Innern mich für einen recht unwissenden Menschen halten, da ich den Namen Heine hören konnte, ohne sogleich auszurufen: „Sind Sie etwa — jener berühmte;“ — ich glaube kaum, daß er mich lange im Zweifel gelassen haben würde.

Ich hatte nach dieser ersten Entrevue Heine lange nicht gesehen, als er mich einst aus meinem Nachmittagschlummer aufweckte. Ich war uberrascht. Er kam, wie er mir sagte, meine Wohnung kennen zu lernen, um sie zu miethen, wenn sie ihm convenirte, da er gehört hatte, daß ich sie verlassen wollte. Sie war ihm aber zu geräuschvoll, wie er sich bald überzeugte. Er litte sehr

an den Kopfnerven, sagte er, und deshalb müsse es stets ganz still um ihn seyn.

Dieses Kopfnervenleiden ist von Vielen in Zweifel gezogen worden; man sagt er kokettire damit, und sein: „Ach! ich bin sehr krank!" womit er jedes Gespräch anfängt, habe eigentlich nichts zu bedeuten. Damen wollen sogar behaupten, es geschähe blos um dabei mit der Hand an die Stirne zu fahren, und so diese feine, weiße Hand bemerken zu lassen, worauf sich der Dichter nicht wenig einbilde. Ich will der Letztern Behauptung nicht geradezu widersprechen, wenn es auch nur der Seltenheit wegen wäre, daß ein deutscher Dichter auch mit einer schönen Hand die Leier schlage und sich auf die Hand fast mehr als auf die Leier einbilde. Es liegt etwas Ausländisches darin. Von Byron erzählt man Aehnliches, und Rossini, bei dessen Lever mehre Schmeichler versammelt waren, die seine Partituren lobten, rief aus, indem er sein schöngeformtes Bein aus dem Bette streckte: „Solche Partituren und Bessere können viele Menschen machen, solch ein Bein hab' aber nur Ich!" —

Ich glaube an Heine's Kopfleiden. Seine Konstitution ist schwächlich; er wird oft plötzlich glühend roth, ohne äußere Veranlassung; er ist fast immer in einem gereizten Zustande; seine Art zu leben kann eben nicht für Leute, die ihre Gesundheit sehr in Acht zu nehmen haben, zur Nachahmung empfohlen werden. Heine schlief mehrmals bei mir, und nicht nur die Uhr in seinem Schlafzimmer mußte dann entfernt, sondern selbst die im Nebenzimmer gänzlich zum Schweigen gebracht werden. Dies Tiktak und Schlagen hätte ihn so stark angegriffen, wie er versicherte, daß er am andern Morgen das stärkste Kopfweh gehabt haben würde. Seine Liebe für Ruhe und Stille in seiner Umgebung hat mich aber oft seinetwegen in Sorgen gesetzt. In Paris wählt er lange bis er eine Wohnung findet, die ihn in der bezeichneten Hinsicht zufriedenstellt. Die einsamsten, entlegensten Straßen sind ihm die liebsten; und nun wählt er wieder einen einsamen, stillen Hof, oft den zweiten, dritten, wenn es seyn kann, weit weg vom Geräusche und Treiben des Lebens; kein

Stall, kein Waschhaus, kein Handwerker darf in der Nähe seyn. Dann erst fühlt er sich wohl. Nun weiß man aber, daß solche Quartiere eben nicht in Paris zu den sichersten gehören, bei der Unzahl von Verbrechen die man dort täglich verübt.

Kurz vorher ehe ich Paris verließ, bezog Heine eine neue Wohnung in der rue de l'Echiquier, au second, die er von einer alten Dame gemiethet hatte; sie lag im zweiten Hofe eines geräumigen Hotels, in welchem Gras wuchs, und eine Todtenstille lagerte. Hier installirte sich Heine und machte sich's im eigentlichen Sinne des Worts bequem; ein häßlicher Mohr brachte ihm das Theewasser und machte sein petit ménage, wie es die Pariser nennen. Er überließ sich vertrauenvoll diesem Bedienten, dessen Vorsätze leicht noch schwärzer seyn konnten, als sein Gesicht. Hier schrieb er die „französischen Zustände" für die allgemeine Zeitung; hier glaubte er sich von Spionen aller Nationen umgeben, denn auch wegen seiner kühnen Aeußerungen über Louis Philipp hielt er sich nicht für sicher. Es war merkwürdig ihn zu be-

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

obachten mit welcher Verachtung der Gefahr, er seine Meinung lancirte.

Heine's erster Besuch war nur kurz, aber dennoch erfreute er mich. Es lag viel Schmeichelhaftes für mich darin, wie dieser ausgezeichnete Mensch, mich aufgesucht hatte; es war mir augenscheinlich, daß er mit mir in nähere Berührung zu kommen wünschte.

Ich sah ihn von nun an öfter in Hamburg; er gefiel sich so gut in meinem Hause, daß er mir bald täglich seinen Besuch machte.

Er forderte mich auf mehre Novellen, die ich in früherer Zeit verfaßt hatte, und die in der Abendzeitung, im Morgenblatte und an andern Orten abgedruckt waren, zu sammeln und herauszugeben. Er interessirte sich auf das Freundschaftlichste dafür und sprach mit seinem Verleger Julius Campe, der sie annahm.

Ich habe es ihm oft lachend gesagt: „er lade den Fluch der Lesewelt auf sich, wenn ich nun nach und nach, gleich andern Novellisten, so ein fünfzig Bändchen zu Tage fördern sollte.“ Dem ersten

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bande Novellen, der die ältern enthielt, folgte bald der Zweite. Die fünf, die ihn füllten, wurden schnell hintereinander geschrieben, und Heine nahm sich die Mühe, sie im Manuscripte, mit dem Bleistifte in der Hand, zu lesen, und mir seine Bemerkungen darüber mitzutheilen. Die Begebenheiten in Polen forderten mich auf, mehre Erlebnisse aus jenem Lande zu Papier zu bringen, und unter dem Titel „Warschau" herauszugeben. Auch dieses Manuscript sah Heine durch. „Das ist keine Novelle," sagte er, „Sie müssen es Anders nennen." Und er erfand den Namen „Zeitbild" dafür, wie er früher „Reisebilder" erfunden hatte, und wie er später „Zustände" erfand Diese Benennungen haben seitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Als die Sonntag nach Hamburg kam, schrieb ich eine kleine Broschüre „die Prima Donna in Hamburg." Die Art und Weise ihres Auftretens, zwei Ehrenkavaliere von der Berliner Garde, die sie begleiteten, und sich wie närrisch gebehrdeten, ein Hamburger Enthusiast, der sich vor seinen

Mitbürgern lächerlich machte, Alles dies zusammen gab Stoff zur Satyre.

Sollte man es wohl glauben, daß die Berliner die um sie waren, mit dem Shawl in der Coulisse standen, ihr den Fußsack brachten, worin sie bei den Proben die Füße steckte, kurz wie die Kammerdiener sich benahmen und auch allgemein dafür gehalten wurden. Wie erstaunte man aber nun am Abende des Konzerts, diese Herren feingekleidet und mit Orden behängt zu sehen und zu erfahren, daß der Eine Graf, der Andre Baron sey.

Sie umschwebten stets die Sängerin und notirten in ihre Schreibtafel jede Note, die sie auf andere Weise als gewöhnlich sang. „Hörten Sie wohl, Graf?“ „Das B — das hat sie hier nie genommen, das war heute zum ersten Mal.“ — „Und jetzt, Baron, o göttlich! diesen chromatischen Lauf — den gibt sie den Hamburgern zum Beßten — ach! wenn das die Berliner hörten! — Der böse Engel! das hat nie die Spree vernommen — so etwas hier für die Elbe.“ —

Es war zum Tollwerden! — Ich setzte mich nieder und schrieb einige scherzhafte Sonnette und Romanzen, und Campe ließ sie drucken.

Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, Heine hätte eine Broschüre gegen die Sonntag herausgegeben. Obgleich ich nicht daran gedacht hatte, das Publikum auf diese Vermuthung hinzulenken, so wollten Einige doch eine Aehnlichkeit mit der Heine'schen Manier gefunden haben, und es ist sehr möglich, daß die Buchhandlung selbst diese Meinung bereitwillig unterhielt. Heine war es nicht angenehm, wie man sich leicht denken kann, er that aber nichts, den Wahn zu zerstören.

Spazierengehend, zog er einmal die Broschüre aus der Tasche und rezitirte eine Romanze daraus, die mit den Worten anfängt:

Amphion erbaute Theben,
Dem Arion dient' ein Fisch —

„Diese Romanze ist mein Unglück," sagte er in seiner Weise bitter lachend. —

Ich hatte Campe das Versprechen abgenom-

men, mich nicht eher zu nennen, als bis die Sonntag weggereist seyn würde. Daß er es dann thun würde, war vorauszusehen. Nun wußte es auch Heine bald, und es belustigte ihn sehr. Doch konnte er sich eine kleine Rache nicht versagen.

Eines Abends war er mit mehren Freunden bei mir. Wir wollten eben zu Tische gehen, als er seinen Hut ergriff und versicherte, nicht da bleiben zu können. So auf dem Sprunge brachte er noch die Broschüre auf's Tapet. Er warf die Frage auf: ob man ihn noch für ihren Verfasser halte? — Sogleich ergriff Maltitz das Wort und ergoß sich in seinem Eifer in Schmähungen über das Machwerk, und wie er nie geglaubt habe, daß Heine dessen Verfasser seyn könnte. Ich gab ihm nicht Unrecht, denn auch mir wäre es wahrlich nie eingefallen. Einige Andre noch stimmten Maltitz bei, und lästerten und schimpften gewaltig auf den armen Satyriker, ohne zu wissen, daß sie mit ihren Pfeilen ihren armen Wirth selbst trafen. Heine aber empfahl sich gewandt und rief: „Nun denn, der Verfasser der Broschüre ist Herr

Lewald, und es wird ihm eben so leid thun als mir, ihren Beifall nicht errungen zu haben, meine Herren!“ — Er ergötzte sich noch eine Weile an der verlegenen Miene meiner Gäste, dann drückte er mir lachend die Hand und lief hinaus. —

Heine schrieb zu jener Zeit den dritten Band der Reisebilder. Die harten Ausfälle, die er sich darin gegen Platen erlaubte, wollte er nie zurücknehmen, auch sind sie in der zweiten Auflage geblieben, und er erklärte, daß er darin nichts zu ändern wüßte. Auf des Verlegers Wunsch schrieb er die Vorrede zu Kahlsdorfs Antwort an den Grafen Moltke. Nachdem er die Nachträge zu den Reisebildern geschrieben hatte, beschloß er endlich Deutschland zu verlassen, obgleich in Hamburg seine persönliche Sicherheit nie gefährdet war.

Heine's Oheim, Salomon Heine, genießt die allgemeinste Achtung. Seine Wohlthaten haben ihm die ärmern Classen in Liebe zugewendet. Als der Pöbel im Herbste des Jahres 1830 Excesse gegen reiche Juden verübte, erhoben Einige schon

die Steine, um sie gegen das stattliche Haus am Jungfernstieg zu schleudern, welches Heine bewohnt, aber sogleich brachten ihm Tausende ein Hurrah! und riefen zur Ordnung, um den Ehrenmann nicht zu beleidigen. Beim Herannahen der rauhen Jahreszeit sah ich das Bassin der Alster mit Holzkähnen bedeckt, und auf meine Frage erfuhr ich: daß es Holz für die Armen sey, das Heine vertheilen lasse. Heinrich Heine steht im besten Vernehmen mit seinem Oheim; er hat ihm seine Zuneigung offen ausgesprochen durch die Widmung des einen Theiles der Reisebilder. Sie trug ihm eine Banknote von hundert Pfund ein, die er zu der Reise nach England verwendete. Herr Salomon Heine war für die Anerkennung, die sein Neffe schon damals in der gelehrten Welt genoß' nicht unempfindlich.

Bekanntlich war man der Meinung, daß Heinrich Heine mit seinem Gumpelino einen bekannten Hamburger Banquier gemeint habe. In der That hatte er aber nur den Namen Gumpel von ihm entlehnt, im Uebrigen ist auch nicht das

Geringste in Heines Schilderung, das zu jener Meinung Veranlassung gegeben haben könnte. Die Sache machte indeß großes Aufsehen, denn Herr Gumpel ist ein schwerer Mann an Hamburg's Börse. Er selbst, obgleich er wohl wußte, wie wenig er dem Heine'schen Ideale glich, schien die Sache übel zu nehmen; so zog er sich zum Beispiel auch von mir zurück, seitdem er von meinem nähern Verhältnisse mit Heine Kunde bekam. Nun traf es sich aber oft, daß Salomon Heine in Gegenwart Gumpel's gewisse Stellen aus den Reisebildern anzog, und sich an der Verlegenheit seines Neffen weidete, die dieser nicht verbergen konnte. —

Heine's Mutter lebt zurückgezogen; ihr Sohn verehrt sie innig. Er erfuhr in Italien den Tod seines Vaters, der plötzlich erfolgte, und sogleich reiste er nach Hause, Alles im Stiche lassend, weil er nun glaubte, „daß seine Mutter auch sterben müsse," wie er mir sagte. Sein Vater war ein unglücklicher Mann, erzählte er mir einst, dem es sein ganzes Leben mit Nichts recht glücken

wollte. Er ist jung gestorben. Seine Schwester eine feine, hübsche Frau, mit blonden Locken und blauen Augen, die einer Engländerin ähnlicher als einer Deutschen sieht, wird sehr von ihm geliebt. Sie hat viel von seinem Geiste. Mit dem einen Bruder, dessen Bekanntschaft ich auf der Elbe machte, war er nicht im freundschaftlichsten Benehmen. Dieser ist jetzt in österreichischen Militärdiensten; der andre Bruder Max, der in russischen Diensten steht, war damals zu weit von ihm entfernt, als daß er sich viel um ihn bekümmern sollte. Außer den Kindern seines Oheims hat er keine Verwandten in Hamburg, obgleich es noch eine Menge seines Namens dort giebt. Die Inhaber der großen Hamburger Lotterie, die Gebrüder Heine, sind mit dem Dichter der Reisebilder in keiner Beziehung verwandt.

Heine lebte in Hamburg ohne öffentliche Anerkennung. Seine Werke wurden verschlungen, aber um ihn kümmerte man sich nicht. Desto ungenirter konnte er leben. Er hatte wenig Umgang. Nächst seiner Schwester besuchte er wohl mich am

häufigsten. Nachmittags sah man ihn zuweilen in einem Zirkel, der sich bei dem Schauspieler Forst zu versammeln pflegte, und aus den heterogensten Elementen bestand. Einige Mitglieder des Stadttheaters, Cornet, Jost, Emil Devrient, einige junge Advokaten und Mediziner, der Lustspieldichter Töpfer und ich waren dabei. Es wurde gewöhnlich bis zum Anfang des Theaters gespielt. Heine sah zu; er spielte niemals mit. Später besuchte er gern den Salon von Peter Ahrends, wie man jene berüchtigten Bälle in Hamburg zu nennen pflegt, die jeden Abend stattfinden. „Man nennt mich in Berlin den Salondemagogen,“ sagte er lachend, „ohne jedoch zu wissen wie richtig man mich damit bezeichnet. Ahrends Salon vereinigt die anständigste Gesellschaft. Ich finde da stets den feinsten, ungenirtesten Ton in Hamburg, und sehr gute Geschöpfe.“ —

Vormittags sah man ihn bei seinem Verleger Campe; besonders wenn der Ballen aus Leipzig neue Journale brachte, die er dann durchflog. Er hatte Campe sehr gern. „So lange er noch

so bleibt," pflegte er zu sagen, „bleibe ich bei ihm. Sie glauben indeß nicht," fügte er dann lachend hinzu, „wie sehr er sich verändert hat. Ehe er nach Italien reiste, war er ein vortreffli-cher Mensch."

Campe war daran gewöhnt über sich scherzen zu lassen und nahm es Heine vollends nicht übel.

„Der Börne kostet ihm zu viel, sagte dieser, „und will noch immer nicht recht ziehen."

„Aber Börne wird ziehen, wenn Sie längst vergessen seyn werden," gab dann Campe zurück.

„Das ist ein Unglück für ihn und für Sie," erwiderte Heine, „daß so lange darauf gewartet werden muß."

Als Paganini in Hamburg war, interessirte es ihn sehr, ihn zu hören, jedoch nicht ohne Ei-fersucht schien er bei dem ungeheuern Aufsehen, das er machte. Wir assen einige Male mit dem berühmten Virtuosen, und Heine beobachtete ihn genau; er schien damals mit dem Gedanken um-zugehen, ihn zum Gegenstande einer Schilderung zu wählen. Später forderte er mich dazu auf und

ich sagte es ihm zu. Als ich dann aber nicht meinem Versprechen nachkam, machte er mir Vorwürfe darüber, und sagte, er hätte ihn mir freundschaftlich überlassen wollen, und es wäre unrecht, daß ich ihn nun liegen ließe. Besonders verliebt schien er in den Begleiter Paganini's, einen bekannten Schriftsteller aus Hannover, den er sich gar ergötzlich zu schildern vorgenommen hatte.

Solcher Scherze war er stets voll; sehr schnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie.

Einst gingen wir nach dem Stintfang. Auf dem Wege dahin stehen zwei Windmühlen. „Sehen Sie," sagte Heine zu mir, „diese armen Geschöpfe, wie sie sich sehnen und doch nie zusammen kommen können. Dieses hier ist der Mühlerich, das Andre dort ist die Mühle. Ich werde einen Romanzencyclus dieser Unglücklichen bekannt machen." —

Den Sommer über wohnte er in dem stillen Dörfchen Wandsbeck; melancholischer, friedlicher gibt es wohl keines auf der Welt. Hier lebte er

seinen Studien, und kam nur selten zur Stadt. Ich besuchte ihn einige Male mit meiner Frau, und dann warf er die Bücher bei Seite, und gehörte uns.

In's Theater ging er nur selten. Er sprach mit mir davon, daß es ihn verdrieße, von den Directoren nicht einmal den freien Eintritt erhalten zu haben, den sie einem Jeden bewilligten, der in dem unbedeutendsten Blatte eine Korrespondenz einzuschmuggeln wußte. Er legte wahrlich keinen Werth darauf, aber es schien ihm erbärmlich von den Leuten. Er rächte sich jedoch nicht dafür; sondern that des Hamburger Theaters niemals Erwähnung. —

Im Frühjahr 1831 beschloß er endlich nach Paris zu gehen. Auf den ersten Mai wurde die Abreise bestimmt. Tages vorher brachte ich noch viele Stunden in seiner Gesellschaft zu. Er theilte mir seine Vorsätze und Plane mit und wir beriethen uns als treue Freunde. Eine hübsche Zeichnung von Lyser aus der Harzreise schenkte er meiner Frau. Er selbst saß darin, in luftiger Wan-

dertracht, nachläßig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit seinem spinnenden Weibe, halb abgewendet am Fenster hockte, und Zither spielte. Der Mond schien herein. Vor ihm lag das junge Mädchen, auf dem Fußschemel knieend und sprach die Worte, die er selbst unter die Zeichnung geschrieben hatte:

„Daß Du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer;
Dieses Zucken Deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her."

Mir gab er die Abbildung einer Kirche in Lucca, beim Abschiede. Er hatte darunter geschrieben:

„Die Kirche siehst Du auf diesem Bilde,
Worin zu heiliger Stimmung bekehrt,
Signora Franceska und Lady Mathilde,
Mit Doctor Heine die Messe gehört."

Das Liebste aber, was ich von ihm erhielt, waren seine neuesten Lieder im Manuscript, auf einzelnen Blättchen, wie er sie niedergeschrieben hatte, mit allen Veränderungen. Er ließ sie später un-

ter dem Titel „neuer Frühling" im Morgenblatt abdrucken. Zuerst sollten sie um Neujahr mit Kompositionen von Methfessel erscheinen. Dieser etwas schläfrige Mensch wußte aber die Auszeichnung, die ihm durch den Antrag eines solchen Dichters zu Theil wurde, nicht gehörig zu würdigen, und zögerte mit seinen Noten so lange, bis Heine andre Gedanken bekam. —

Diese Lieder in der Handschrift zeigen deutlich wie emsig Heine an Gedanken und Form feilt. Wie gern überredete man sich nicht, daß der Dichsie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle seiner Seele immer auch gleich die Gestalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuscripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Diese reizende Leichtigkeit, dieser rhythmische Wohlklang, diese scheinbare Nachläßigkeit, es ist Alles die Frucht des sorglichsten Nachdenkens; die schärfste Kritik, das feinste Ohr wachen über diesen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung. Heine'sche Lieder! und gibt es etwas naiv-graciöseres als Viele von

ihnen in dem weiten Bereiche unserer Literatur? Staunte man ihn nicht an, als er mit den neubeschwingten Weisen auftrat und das Frühere — und selbst das Leichteste darunter — schwerfällig erschien?

Man hat in neuester Zeit so viel von den Nachahmern Heine's gehört, und sie selbst haben wohl am meisten von sich gesprochen. Einer der Glücklichsten ist unstreitig Gaudy, und wie ich glaube, auch der Erste. Er sandte seine Gedichte in Heine'schem Geschmacke, diesem selbst, als er noch in Hamburg war, und Heine freute sich darüber und nannte sie gelungen. Unter der großen Zahl der Uebrigen, die größtentheils in Pommern und der Mark nisten, und die Gutzkow mit dem Namen der „pommer'schen Dichterschule" bezeichnet, ist mir kein Einziger vorgekommen, der seinem Vorbilde auch nur im Entferntesten gleich käme.

Keiner von ihnen hat bis jetzt Seitenstücke zu den Nordsee-Liedern geliefert; worin sie die Nachahmung hauptsächlich kund thun, ist die Form, deren Schönheit bei Heine sie aber nicht

verstanden haben, und nur glauben je nachläßiger, desto trefflicher! Ich kann es nicht begreifen wie man bei nur einigem musikalischen Gehör, den Wohlklang Heine'scher Verse nicht herausfindet.

Um zu zeigen welche Mühe er sich gibt seinen Liedern das Gepräge der Vollendung aufzudrücken, möchte ich hier ein Paar nach seinen Manuscripten abdrucken lassen können, mit allen Verbesserungen die er darin anbrachte. Es wäre kein Verrath an der Freundschaft, wenn ich meine Leser in die Werkstätte des Dichters einführte, und ihnen denselben zeigte, am runden Tische, mit offenem Halse, die zart weiße Hand in den braunen, weichen Haaren wühlend, und mit flüchtigen Characteren die Worte des Liedes auf kleine Zettelchen und Papierschnitzel schreibend.

Aus Frankfurt erhielt ich ein Schreiben. Heine war überraicht von der zuvorkommenden Höflichkeit, die man ihm angedeihen ließ. Er ging am frühen Morgen aus und als er Mittags nach

Hause kam, war sein Tisch mit Visitenkarten belegt. Man bestrebte sich ihm alle möglichen Auszeichnungen zu gewähren. —

Seit Heine's Abgang von Hamburg war mir der Aufenthalt dort unerträglich geworden. Auch mein Landsmann Maltitz, der drei Jahre lang jeden Abend bei mir zubrachte, reiste fort, und ich war mit einem Male wie verwaist. Dies und die herannahende Cholera brachte mich zu dem Entschlusse Hamburg zu verlassen und meinen lieben Freunden in Paris nachzueilen. —

Heideloff und Campe, die ich sogleich aufsuchte, wußten mir Heine's Wohnung nicht anzugeben; er pflegte aber Abends in ihren Laden zu kommen, sagten sie.

An diesem Abende kam er jedoch nicht zur gewohnten Stunde. Schon wollte ich mißmuthig nach Hause gehen, als aus dem Gewühle des Trottoirs sich eine Gestalt im weißen Hute absondert und mit dem Ausrufe: „Er ist's!" in den Laden springt. — Er war es! —

Es fing ihm nachgrade an in Paris zu gefal-

len; er hatte einige Bekanntschaften gemacht, die ihn interessirten. Ein junger Mensch von bedeutendem Talente hatte sich darüber gemacht, unter seinen Augen, die Reisebilder zu übersetzen. Heine freuete sich darauf den Franzosen nun bald bekannt zu werden. Leider war aber der Uebersetzer zugleich Nachtwandler, stieg einige Wochen später auf's Dach und stürzte sich zu Tode, ehe er seine Aufgabe beendigt hatte. „Ich habe viel Unglück!" sagte Heine bei dieser Gelegenheit. —

In Rothschild's Zirkeln hatte er Gelegenheit sich den ausgezeichnetsten Männern des Tages zu nähern; auch die Soireen bei Lafayette pflegte er zu besuchen. Die St. Simonisten bemüheten sich ihn für ihre Interesse zu gewinnen. Man sah ihn in ihren Soireen, die sie in der **Rue Taitbout** gaben, wo er sich sehr amüsirte und er hörte gern die Reden, die bei ihrem sogenannten Gottesdienste gehalten wurden. **Olinde Rodrigues** und den **Père Enfantin** die er persönlich kannte, schätzte er, ohne sich jedoch ihren Wünschen hinzugeben.

Was auch Gegner von Heine's Meinungen

und Sinnesänderungen gesprochen und geschrieben haben, so muß jeder Unbefangene die Reinheit seines Characters, und ein durchaus nobles Benehmen an ihm schätzen und erkennen. Er hat sich fern von den Cliquen gehalten, die sich in Deutschland bildeten, und zog seine Straße ruhig fort, ohne sich irre machen zu lassen. Er floh jede Berührung mit der Gemeinheit; und so wie er im Leben die Ellenbogen an sich zieht, um nirgend anzustoßen, so streckte er seine geistigen Fühlhörner aus, um stets das Terrain zu recognosciren, das er betreten wollte.

In London half ihm ein bedeutendes Banquierhaus aus einer momentanen Geldverlegenheit, weil es gehört hatte, daß Heine im Sinne babe ein Buch herauszugeben, daß von den Brüdern Rothschild handeln sollte. Als Heine erfuhr, daß dieses Banquierhaus zu den entschiedensten Gegnern der Rothschild gehöre, und sehr wünsche, daß die ihm erwiesene Gefälligkeit, auf jenes Werk von Einfluß seyn möchte, übermachte er demselben sogleich die vorgeschossene starke Summe, obgleich

ihm dieses zu jener Zeit bedeutende Opfer kostete, um seine vollkommenste Unabhängigkeit sich zu bewahren, und die Londoner Herren nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinn haben konnte.

Eben so war ich Zeuge, daß er die Anträge von Buchhändlern zurückwies, deren Gesinnung ihm nicht anständig war. Zu der Zeit als er die französischen Zustände schrieb, wurde ihm von einem Pariser Buchhändler eine bedeutende Summe dafür geboten. Man machte ihm in meiner Gegenwart Vorwürfe darüber, daß er das Geld nicht abholen lasse, welches für ihn bereit liege; er schlug aber standhaft alle Anträge dieser Art aus. „Man muß sich vor solchen Berührungen hüten," sagte er zu mir, „das bringt keine Ehre."

Wie gern er Freunden dient, hat er oft bewiesen.

Für Theodor von Kobbe schrieb er in einem Augenblicke, wo ihn andre Interessen sehr in Anspruch genommen hatten, eine kleine allerliebste Skizze: „die Theegesellschaft in den Appeninen,"

die wenig bekannt worden ist, um sein ihm gegebenes Wort zu lösen: zu einer Sammlung von Novellen und Gedichten verschiedener norddeutscher Autoren sein Scherflein beizutragen.

Wie er mir zu Anfang meiner schriftstellerischen Laufbahn beistand, mich ermunterte und unterstützte, habe ich schon erwähnt. Aber ich verdanke ihm mehr! —

Wenn hie und da ein wohlwollender Recensent mir einen nicht ganz schlechten Styl nachrühmte, so gestehe ich gern, daß Heine es zuerst war, der mich darauf hin lenkte. Le Style c'est l'homme, heißt das bekannte Wort Büffon's. Es ist mir nie eingefallen wie Heine schreiben zu wollen, und es wäre mir wohl auch nicht möglich, seine crystall-flüßige Form wiederzugeben, die den feinsten, durchdringendsten Geist aushaucht; allein die gewissenhafte Sorgfalt, die ich auf die Ausfeilung meines Styls, bald mit mehr, bald mit minderm Glück verwende, den Rhythmus der Prosa, die Vermeidung veralteter Wendungen und miß-

klingender Worte, dies verdanke ich den Ermahnungen meines Freundes. —

Heine ist einer ächten Aufopferung für seine Freunde fähig. Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Paris, als die Cholera an allen Enden wüthete, ging er — der mehr als Andre reizbar und empfänglich war — in die engsten, schmutzigsten Straßen, um ein Geschäft für mich in Ordnung zu bringen, woran mir viel gelegen war. Selbst leidend, kam er mehrmals des Tages zu mir, und warf sich ermattet auf einen Sessel, um mir Nachricht zu bringen. Mit gleicher Aufopferung pflegte er einen kranken Vetter zu jener Zeit, und blieb deshalb in Paris zurück, während alle seine Freunde daraus flohen, und ihn aufforderten ihnen zu folgen. Er sagte mir, daß er es als eine heilige Pflicht betrachte, seinem Oheim diesen Sohn zu erhalten, da er schon mehre Kinder zu beweinen habe, die ihm in der Fremde gestorben waren. Und er hielt getreulich bei dem Kranken aus. —

Ich würde diese Züge hier nicht anführen, wenn

sie nicht dazu dienen könnten, von dem berühmten Dichter der Reisebilder ein Porträt zu ergänzen, das von denen, die bis jetzt im Publikum cursirten, sehr verschieden ist. Daß es treu sey, darf ich verbürgen. —

In Paris ist es sehr schwer seine Freunde aufzufinden, wenn man sich kein Rendezvous gegeben hat. Heine fand ich jederzeit, so oft ich wollte.

Sein Lieblingsspaziergang war die Passage der Panorama's, wo man Abends gern vermeidet hindurchzugehen, wenn man eine Dame am Arme führt. Am Tage ist es anders. Die Magazine von Susse, ein reicher Bijouterieladen, und der Patissier Felix locken wohl schöne Welt genug dahin. Heine schlenderte hier auf und ab, die Hände in den Taschen, den Kopf in den Nacken geworfen, mit aufgesetzter Brille. Hier beobachtete er das Pariser Treiben, und nebenher zogen ihn auch wohl die „Zoen, Aglaën, Desiréen, Clarissen, Amélien, u. s. w.“ an, die hier beständig lust-

wandeln, und denen er die hübschen Lieder gewidmet hat, die er in seinem ersten Theile des Salons abdrucken ließ.

Anfänglich waren ihm die Französinnen zu klein. „Wenn man die langen, deutschen Glieder gewöhnt ist,“ sagte er „so ist es schwer sich hier einzurichten.“

Eine lange Schöne die ihn in Hamburg zu fesseln wußte, konnte er nicht vergessen. „Ueberall sehe ich sie, überall finde ich sie wieder,“ sagte er scherzend zu mir in der Gallerie des Louvre, indem wir vor der colossalen Melpomene standen; und in der That ich fand einige Aehnlichkeit mit der Hamburgerin.

Diese Neigungen gehen jedoch nicht sehr tief bei Heine, obgleich sie im Ganzen doch einen großen Theil seines Wesens ausmachen.

Sein letzter Brief, der mich vor wenigen Wochen erfreute, spricht von einer ernsten Neigung, die alle Andern in den Hintergrund dränge, und ihn sogar seinen Freunden, seinen Beschäftigungen abwendig mache.

Ich wußte daß Heine mit großer Vorliebe des deutschen Theaters gedenkt. Er hat eine Menge Stoffe und Scenen da liegen, die nur der Zusammenfügung und Belebung zu einem dramatischen Ganzen harren. Schon längst hatte er im Sinne der Bühne ein Geschenk damit zu machen.

Dies bestimmte mich ihn gelegenheitlich der Herausgabe der Allgemeinen Theater-Revue aufzufordern, mir irgend ein Bruchstück einer solchen dramatischen Dichtung zu übersenden. Er sagte zu für die Folge, und schloß seinen Brief mit den Worten:

„Seit October hat nichts für mich die geringste „Wichtigkeit, was nicht auf jenes Verhältniß un„mittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläßige „ich seitdem, Niemand sehe ich, und höchstens ent„fährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde „denke . . . . und so hab' ich oft darüber geseufzt, „daß sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften, „aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch „nicht gelangen. Und das ist Alles was ich Ihnen „heute sagen kann; denn die rosigen Wogen um-

„brausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn „ist noch immer so sehr von wüthendem Blumen„duft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich „vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie „das hohe Lied des König Salomo gelesen? Nun, „so lesen Sie es nochmals und Sie finden darin „Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte. — „Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Verän„derung mit mir vor und dann will ich auch, „wie Sie es wünschen, für die Komödianten schrei„ben und die Stücke werden gewiß aufgeführt wer„den können, wenn man nur die Vorsicht braucht „meine Tragödien als Komödien, und meine Ko„mödien als Tragödien auf den Zetteln anzukün„digen. — Lesen Sie das hohe Lied von König „Salomo; ich mache Sie aufmerksam auf diesen „Mann." — —

Sein offenes Zerwürfniß mit Börne sah ich lange voraus; Jeder, der Heine näher kannte, mußte dies.

Partheilichkeit, Haß und blinde Wuth hatten es sich in Deutschland ordentlich zum Gesetz gemacht, Heine und Börne immer zusammen zu nennen, als ob sie zusammen gehörten. Der Jan Hagel betete dies nach. Aber nie sind mir zwei entschiedenere Gegner vorgekommen; schon auf den ersten Blick mußte man das erkennen.

Heine, der Poet durch und durch, und Börne, der nichts vom Dichter in sich verspürt; Heine, der sinnliche, lebensfrohe, der sich allen Genüssen willig hingibt, welche die Welthauptstadt so willfährig ihm bietet; Börne, der ängstlich zugeknöpft, an den Häusern hinschleicht, und oft wochenlang sein Appartement nicht verläßt und nur wenig unter Leute geht; Heine, der außer seiner Migraine, die selbst noch in Zweifel gezogen werden kann, frisch und gesund ist, gut ißt und trinkt, und halbe Nächte in Soireen zubringt; Börne, der einsam ist, mitten in Paris, und höchstens den Thee der Madame Valentin belebt; Heine, der still und traurig wohnt, im Hofe, in den obern Regionen, wie ein deutscher Junggeselle; Börne,

der sich mit Behaviour und Comfort umgibt, und darin weniger deutsch ist.

Und nun erst, welche Thätigkeit erfüllt Börne, welche Heine? Börne ging im Jahre 1832 auf den Mont-Martre, um zu deutschen Schmieden und Schuhmachern zu sprechen, und hielt Reden in der passage du Saumon, während Heine im Stillen darüber lächelte und sich überall entfernt hielt, wo es Lärm geben konnte. Börne ist mehr der Mann der That, als Heine. Heine schlendert tagelang im dolce far niente umher und sinnet auf schöne Lieder.

Er verfolgte Börne's Treiben gern mit Spöttereien, wenn er gleich seinem Charakter Achtung nie versagte.

„Mir ist es leicht erklärlich, warum Börne sich der Gefahr aussetzen würde, wenn sie sich ihm zeigte," pflegte er zu sagen. „Börne hat einen schlechten Magen und das Podagra, und dabei hat er nicht viel zu verlieren. Bei mir ist das ein Andres." —

Wenn Abends das Feuer im Kamine brannte, und in der Marmite das Wasser zum Thee, seine Aeolsharfenmusik begann, dann versammelten sich die Freunde, um im heitern Gespräche eine Stunde bis zum Theater, oder länger bis zur Soirée bei mir zuzubringen. Dann fehlte auch Heine nie. Er warf den Mantel ab und streckte sich in den Lehnstuhl, strich mit der Hand über die Stirne, bat um Thee und klagte über Kopfschmerzen.

Dies war stereotyp.

Wo er auch seinen eigentlichen Pariser Abend, und der währt bekanntlich lang, zubringen wollte, immer stellte er sich ein, um ein Stündchen bei mir zu verplaudern.

Als die Cholera in Paris ihre Verwüstungen begann, hatte er im Sinne nach Versailles zu ziehen. Er unterließ es jedoch, als die luftigen, breiten Straßen dieser menschenleeren Stadt, dennoch nicht im Stande waren, die Seuche abzuwehren. Versailles war ihm zu allen Zeiten interessant; „seine Langeweil voll Majestät nährt große Gedanken,“ sagte er. Ich führte ihn zum

ersten Male dahin und machte ihn auf die Merkwürdigkeiten aufmerksam, die ich schon aus meinem frühern Aufenthalte in Paris genau kannte.

Er strich mit mir zwischen den großen Häusern umher, deren Aufschriften noch die glänzende Hofhaltung des Königs verrathen, die aus Versailles einst den Gipfel der europäischen Gesellschaft machte. Die ersten Kapitel von Janin's Barnave müssen hier gelesen werden, um sie ihrer ganzen Bedeutung nach zu verstehen. —

Wir hatten uns zu lange im Park aufgehalten, der herbstliche Abend fröstelte uns an, und die unzähligen Marmorbilder sahen aus den schwarzen Taxusbüschen wie Gespenster aus.

„Nun so schnell als möglich nach Paris!" sagte Heine.

Wir hatten beschlossen unser Diner in St. Cloud zu nehmen, das wir aber jetzt ein andres Mal besuchen wollten.

So eben war die Diligence nach Paris abgefahren. In Versailles die Abfahrt einer neuen abzuwarten, erschien uns langweilig. Wir woll-

ten auf der Straße fortgehen, bis sie uns einholen würde; denn in jeder Viertelstunde geht eine neue ab. Am Morgen waren so viele Plätze leer, es schien keinem Zweifel unterworfen, daß wir nur einzusteigen brauchten. Wir machten uns daher einstweilen zu Fuß auf den Weg.

Das Knallen der Peitsche erscholl; die Diligence rollte daher; und wahrlich es war hohe Zeit, denn ein sanfter Regen begann niederzuträufeln und schwarzes, bedrohliches Gewölk verhieß uns ein ergiebiges Bad. Wir erwarteten den Wagen unter einer breiten Linde, die noch Laub genug hatte, um uns vor Nässe zu schützen. Schon von Weitem machten wir dem Postillon Zeichen, allein sein immer deutlicher werdendes Kopfschütteln nahm uns bald die Hoffnung; die Diligence rasselte an uns vorüber. Ruhige Gesichter, auf denen hie und da ein Blick von Schadenfreude zu glänzen schien, sahen nach uns. Der Wagen war voll! —

Wir blickten uns zusammenschauernd an; Heine's Mund umgab jener bittere Byron'sche Zug,

der ihn so interessant macht. Es war kein andres Mittel als im Regen weiterzuwandern, um nach Paris zu kommen. Wir zogen es jedoch vor in ein nahegelegenes Haus zu treten, und die nächste Diligence wiederum abzuwarten. Eine häßliche Bäuerin öffnete die Thür. Ich hätte nie geglaubt, daß in der Nähe von Paris und auf dem Wege nach Versailles ein solches Exemplar angetroffen werden könnte. Elend und Schmutz wohnten hier und machten sich den Raum streitig. Wir baten sie uns verweilen zu lassen; es wurde uns bereitwillig gewährt. Die Bäuerin brachte sauern Landwein und einen ungeheuern Käsefladen. Es war **frommage de Brie**, den ich mir schmecken ließ. Indeß dunkelte es draußen und man konnte die Diligence in dem Nebel fast nicht mehr erkennen, der mit ihr auf der Straße daher kam. Wir eilten vor die Thür und erwarteten sie mit Sehnsucht. Wir ließen weiße Tücher wehen; der Wagen hielt.

Ein Platz war nur noch leer. Ein edler Wetteifer der Freundschaft entspann sich nun; Jeder

wollte dem Andern den Platz überlassen; Jeder wollte zurückbleiben. Wir kämpften diesen schönen Wettkampf auf deutsch und da Keiner von uns Miene machte einzusteigen, so fluchte der Conducteur und befahl fortzufahren, welches der Postillon denn auch schimpfend that.

Käse und Wein wurden abermals unser Trost. Das schöne geträumte Diner in St. Cloud bei unserer Abfahrt am Morgen! Was sind Vorsätze, was sind Entwürfe? —

Da die Nacht immer schwärzer ward und der Regen in Strömen niedergoß, wurden unsere Gedanken auch immer ernster. Dies war die letzte Diligence gewesen; für heute kam keine mehr vorbei. Und hier in der Hütte zu übernachten, war ein fürchterlicher Gedanke. — So zu übernachten zwischen Paris und Versailles! Entsetzlich! — Im Elend zwischen Glanz und Herrlichkeit! — Wir sprachen nicht mehr. Auch Wein und Käse waren verzehrt. Ich pfiff „lieber Augustin" und dachte an das Vaterland. Da rollt etwas durch die Nacht! Die Bäuerin läuft vor die Thür.

„Un Coucou!“ ruft sie, und es hält wirklich, ein pruhstendes Pferd, und ein Gewirr von Männer- und Frauenstimmen wird vernehmbar. Wir stehen im herabströmenden Regen vor der Thür. Der Kutscher des Coucou will uns aufsteigen lassen, die ganze Gesellschaft wird rebellisch. „Alles sey voll! Man ersticke!“ so schreien sie wie toll durcheinander.

Der Kutscher erklärt, er wolle seinen eigenen Platz dem Herrn einräumen und sich seitwärts auf dem einen Schenkel der Gabeldeichsel placiren; die Herren und Damen sollten durchaus nicht incommodirt werden. Man beruhigt sich im Innern des Coucous bei dieser Erklärung. Der Spitzbube von Kutscher aber wußte wohl, daß es sich um mehr als eine Person handle. Wir waren unser Drei; denn meine Frau war mit von der Partie.

Einer nach dem Andern steigt nun beschwerlich hinauf und nimmt auf einem schmalen Brettchen Platz, das den Sitz des Kutschers ausmachte. Der Zorn, der im Coucou Sitzenden weicht nun-

mehr der Heiterkeit, und bei jedem neuen Auf-steigenden erschallt ein wieherndes Gelächter. Wie wir uns rücken und strecken, schwankt und kracht das zerbrechliche Fuhrwerk hin und her, und verschiedenes Geschrei im Discant, aus dem Departement des Innern wird stets dabei vernommen. Endlich gibt es einen tüchtigen Ruck, der Alles in's Gleichgewicht bringt; der Kutscher hat Posto gefaßt und das in der Gabel gespannte Pferd beginnt seinen schwerfälligen Trott und hebt bei jedem Schritte die ganze, vollgepfropfte Maschine balancirend in die Höhe. —

Das war eine Fahrt, an die ich zeitlebens denke! —

Die Nacht war rabenschwarz und das Vordach zu kurz um unsern Sitz zu beschirmen. Es endete dergestalt über unserm Haupte, daß große Tropfen und oft wenn es einen Stoß gab, eine ganze Fluth angesammelten Wassers sich über unsre Nasenspitze in unsern Schooß ergoß. Wir klapperten mit den Zähnen und thaten kläglich genug. Der mittleidige Vetturin hüllte seine übel-

riechende, alte Pferdedecke um unsere erstarrten Glieder. —

Erleuchtete Häuser! Ein langer Pallast! Wir sind in Sevres; das ist die Porzellanfabrik. Heine will aussteigen und hier übernachten. Ich stelle ihm vor, daß es ihm an allen Bequemlichkeiten fehlen würde, daß er weder Kleider noch Wäsche wechseln könne, und daß ja nun bald das Ziel unserer Leiden erreicht sey. — Er bequemte sich zu bleiben. —

Wir nähern uns jetzt Paris. Schon tauchen die Tausende von Lichtern an den langen Quais, wie ein Sternenmeer aus dem Nebel. Wir erreichen die Barriere. Jetzt erst fällt es uns mit Centnerlast auf's Herz, daß der Coucou nicht weiter als bis zu den elysäischen Feldern fährt, und daß wir nun noch zu Fuße in diesem Wetter eine halbe Stunde zurückzulegen haben. Dies ist der Fluch einer großen Weltstadt! Was war zu thun? Der Coucou darf nicht weiter fahren; er ist gebannt an die Stelle; die Worte: **Tête de la place des Coucous!** bezeichnet ihm die Grenze,

die er nicht überschreitet. An einem kleinen, erleuchteten Häuschen wird gehalten; dieß ist das Bureau der Coucous; man drängt sich um seine Zahlung zu leisten und so schnell als möglich die Arcaden der **Rue de Rivoli** zu erreichen, die uns ein gutes Trottoir und Schutz vor dem Regen gewähren. Wir segnen ihres großen Erbauers Gedächtniß, der uns in diesem Momente recht augenscheinlich als Wohlthäter der Menschheit erscheint.

Wir athmen froh und frei, da wir in die Hallen des Palais Royal treten. Wie ist es hier so warm, so durchduftet, so häuslich; welch einen Segen verbreitet die Civilisation! Der Glanz, die Pracht umfängt uns so vertraut; wir sind zu Hause in Paris! welch schönes Gefühl! — Nur dann genießt man ganz vollkommen das hohe Glück in Paris zu leben, wenn man sich erst heimisch dort fühlt. —

Unser gewöhnliche Restaurant damaliger Zeit, Pestel, hatte schon zugemacht. Diese Leute geben nur bis acht Uhr zu essen, weil man später selten

dinirt. Wir gingen daher au Périgord, einem der elegantesten Café-Restaurants. Und wir säumten nicht uns bei leckern Speisen und trefflichen Weinen von den Mühseligkeiten des Abends zu erholen.

Was ich hier über Heine niedergeschrieben, enthält genau betrachtet nichts als Aeußerlichkeiten; aber diese geben immer ein Bild, und ich wünschte ihm Züge beigemischt zu haben, die das verleihen könnten, was man Leben bei Porträten nennt, was im Stande wäre den Geist seiner Physiognomie wiederzugeben, worin sich sein Dichtercharacter so schön abspiegelt. Eine Reihe von Erlebnissen und Anekdoten vermag dies wohl zum Theil zu erreichen.

Man hat so viel über seine Werke verkündet; leidenschaftliche Verehrung und leidenschaftlicher Haß sind darüber laut geworden; sie selbst liegen endlich vor den Augen des Publikums da, in vielen tausend Exemplaren verbreitet.

Was wäre hier noch zu sagen, als Dem oder Jenem beizustimmen? Er selbst ist noch nicht treu nach dem Leben gezeichnet worden. Ich versuchte es in diesen Zeilen.

In der Zeit als er mir gesessen, schrieb er die Nachträge zu den Reisebildern, die Vorrede zu Kahldorf's Adel und die französischen Zustände. Es war die Zeit wo er an seinem Ruhme emsig arbeitete.

VI.

Das Glück in Baden.

Unser schönes Vaterland, das keine Hauptstadt hat wie Paris, hat doch seine allerliebsten, glänzenden Montmorency's; ich meine seine Bäder, ungekannt in andern Ländern; Orte, wo die Ländlichkeit in ihrer ganzen Naivität uns entgegentritt, neben dem Glanz der großen Welt; ein zauberisches Gemisch, eine Scenerie zu einem Shakespear'schen Lustspiele. Hätten wir jetzt noch Theaterdichter, sie würden längst diese Poesie unsers modernen Lebensdrama's gehörig erkannt und gewürdigt haben.

Ich pflegte alljährlich mich mit dieser Poesie

wie mit einem Schmucke zu umgeben. War der Winter in irgend einer Residenz glücklich durchlangweilt, war der frostige deutsche Lenz mit seinen Katharrhen und Rheumatismen glücklich überdauert, dann kam die Zeit des Genusses, die Poesie des Lebens, die Saison. Im vorigen Jahre eilte ich nach Baden, diesem träumerischen Feenplätzchen, dem göttlichen Parke auf Bergen, wie Ihr ihn in Altengland vergebens suchen werdet. Doch wer kennt Baden nicht? Wer weiß nicht, welche edle Luft man dort einzieht? Man kauft dort Gesundheit wie Waare ein. Es verlohnt sich wohl der Mühe, nach Baden zu reisen. — Hat man nun dort Alles gesehen, die stillen Plätze, die alten Bäume, die frischen Wasser, wo sich so himmlisch träumen läßt; hat man sich in das Gewühl gestürzt und die schönsten Weiber bewundert, die sich das Wort gegeben haben, aus allen Ländern hieher zu kommen, um einen Wettpreis der Schönheit zu gewinnen, so geht man gewöhnlich in den Spielsaal, wo die heisern Croupiers ihren Ausruf ertönen lassen und das

Klappern des Geldes und das Scharren der Krükken ihn begleiten; wo aller Glanz verschwindet vor dem Golde, dem die nårrischen Menschen dieser Zeit, die doch so klug seyn wollen, ihre Anbetung zollen, wo die Schönheit von ihrem Throne steigt und die Leidenschaft herrscht. Aber es ist auch schön, ihre Herrschaft zu bewundern. Während der Banquier die Spindel dreht und die Elfenbeinkugel tanzen läßt, fällt der Blick der Spieler durch die Fenster in den Ballsaal. Man sieht die hübschen Damen springen wie Rehe, die ein Bienchen verfolgt; man lächelt bitter über die Thorheit der Welt, und setzt eine handvoll Dukaten auf die Null.

Ich fand hier ehrliche Schwarzwälder Bauern in ihrer rothen Weste, mit den dicken, groben Schuhen, woran die fette Erde ihres Gartens noch klebte, den sie am Morgen bebaut hatten; im Arme ruhte der lange Stock, und die eine Hand hielt den breiten Hut, während die andere den blanken Kronenthaler auf das grüne Tuch warf. Mit welchem Ausdrucke sie der Kugel folg-

ten! Endlich blieben sie stumm stehen und sahen nur noch mit großen, stieren Blicken nach dem Golde in Haufen, nach den fremden, schönen Frauen, nach dieser ganz entzückten Badewelt, die sie umgab. So standen sie, bis es ganz finster geworden war. Was sie verloren hatten, war so viel für sie, und der unempfindliche Banquier hatte es so gleichgültig eingestrichen, wie die Banknote des Lords, dem sie nichts gewesen war. Dann erinnert Einer den Andern, daß es Zeit sey, heimzugehen. Sie verlassen den erleuchteten Saal, und ehe sie die Heimath erreichen, umfängt sie schon die finstere Nacht. Sie steigen in ihren Wald hinauf, geblendet von dem, was sie sahen, und tappen — mit leeren Händen — nach ihrer traulichen, wohlbekannten Hütte und treten wie Fremdlinge zu den Ihrigen ein. Das treue Weib harrt ihrer am warmen Heerde mit der kräftigen Nahrung, das Kind streckt ihnen die Aermchen aus der Wiege entgegen. Sie sehen und fühlen es nicht. — —

Nach den Bauern hatte ich zu spielen ange-

fangen, und zwar mit demselben Glücke. Wie die Stunde verflossen war, besaß ich nichts mehr, als ein ungeheures Kopfweh und einen großen Thaler, um andern Tages mein Diner zu bezahlen. Ich verließ den Saal.

Der Abend war schön; alle Büsche öde, eine drückende Hitze lagerte rings umher, der Horizont stand im Feuer, es zog eine südliche Glut durch die ganze Natur. Jedes Weib mußte an diesem Abende wünschen, daß sie geliebt werde. Mich umfing der Zauber des Augenblicks. O, daß sie daher käme, durch jene schattigen Kastanien! daß diese duftigen Linden sie mir nur verbärgen! irgend eine flamändische Schönheit, wie Teniers sie schuf, irgend ein sehnsüchtiger Engel aus Norddeutschland, mit der reinen, hohen Gestalt und dem kalten, aber schwärmerischen Himmelsauge! Wenn sie daher käme, mich erstaunt hier erblickte, und dann, ohne zu zürnen, wie ein schüchtern Reh mir zu entfliehen gedächte, aber fest gebannt bliebe an der Stelle, den ganzen Lenz auf den Wangen, den überschwenglichen Himmel im Her-

zen, wie dann dem stummen Manne gegenüber ihre Verlegenheit wüchse, wie sie eine Blume zwischen ihren zarten Fingern quälte — ach! ich wollte ja nur auf meine beiden Kniee vor ihr niederfallen und nichts sprechen, als die Bitte: sie solle sich von mir mit unsterblicher Liebe lieben lassen! —

— Diese Stimmung, woran ich nichts hinzudichte, rief jener Abend in Baden in mir hervor. Ein Geräusch weckte mich auf; „Sie ist es!" rief ich aus. Es war ein hübsches Kind mit seiner Bonne. Das arme Kleine hatte Thränen in seinen langen Wimpern. Ich kann nie ein weinendes Kind sehen, ohne daß es mir das Herz zerschneidet; in solchem Augenblick fühle ich doppelte Qualen. „Was hat dem Cherub seine Freude geraubt?" fragte ich die Bonne. „Was er auch gethan haben mag, es sey ihm verziehen; was er auch begehren mag, ich bewillige es ihm." Mein kleiner Engel schlug die schönsten blauen Augen zu mir auf und lächelte mich an; der ganze Himmel lag darin. „Es hat kein Geld mehr den

Armen zu geben," sagte die Bonne, „es hat Alles schon verschenkt, und darum weint es." Schnell fahre ich in die Tasche und gebe dem lieblichen Engel meinen letzten Thaler, unbesorgt, ob ich morgen zu essen haben würde oder nicht. Das Kind sprang glücklich fort; ich ging träumend nach meiner Wohnung. Mein Credit war wirklich erschöpft und ich war zu stolz, um eine Erweiterung desselben bei meinem Wirthe zu fordern. Ein Paar Hungertage waren die unausbleibliche Folge; dann trafen Wechsel ein, und ich beschämte meinen Wirth durch die Bezahlung meiner hochangelaufenen Zeche.

Ich wollte am andern Tage Baden verlassen; den Abend besuche ich noch den Ball zum Abschiede. Eine liebenswürdige Engländerin ist meine Nachbarin, ein Gespräch knüpft sich an; es ist die Mutter des kleinen Engels, dem ich zu seinen Wohlthaten behülflich gewesen war. Die Mutter war selbst noch ein schönes Kind, so lieblich und feinblickend, wie sie nur die Insel erzieht. Der Mund einer solchen Brittin duftet eine An-

muth ohne gleichen. Ich schwelge in ihrer Nähe, wir sprechen von Italien, das sie kennt; sie kehrte so eben daraus heim in ihr kaltes Nebelland, und brachte einen schönen Sonnenstrahl in ihrem Herzen von dort mit. So tauschten wir, ohne es selbst zu wissen, Empfindungen, Gefühle, Herzen aus. Sie nahm meines mit nach England, ohne es zu ahnen. Wir tanzten, sie schwebte an meiner Seite mit sylphenartiger Leichtigkeit, aber wie ich ihr den Arm reiche, um nach beendigtem Tanze sie nach ihrem Sitze zu führen, spricht sie lächelnd: „Sie reisen morgen, und das kostet viel Geld. Da muß man sein Glück versuchen. Kommen Sie zum Spiel.“ Ich weiß nicht, welche Laune sie ergreift, und folge ihr. Wir treten zum Roulette. „Setzen Sie da!“ spricht sie immer lächelnd, und zeigt mit Finger und Auge, wo ich setzen soll. Ich lasse mich von der lieblichsten Engländerin leiten, und in einer halben Stunde liegt ein ganzer Schatz vor mir. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich gewonnen, ob

roth oder schwarz, die zehn oder die zwanzig Favorit waren.

Wir nehmen Abschied für immer. Sie reiste morgen nach England, ich nach Hause. Wie im Taumel schlafe ich ein, und beim Erwachen halte ich Alles für einen Traum. Aber ein Blick auf meinen Tisch zeigt mir den Haufen Gold, und mir fällt jetzt alles Erlebte doppelt lebhaft ein: wie ich dem Kinde den Thaler geschenkt, wie ich im Elend war, und weder zu essen noch zu trinken hatte, endlich mein Glück von gestern. „Es ist ein Lohn des ewig gerechten Himmels!" rufe ich laut. „O dreimal heilige Fortuna, was Du mir gespendet, soll zu Dir zurückkehren! Ich kleide mich an, stecke meinen ganzen Gewinn ein und gehe aus. Ein schönes Mädchen, das für einen alten, blinden Invaliden, ihren Vater, bettelt, begegnet mir zuerst; ich schenke dem lieben Kinde Alles und laufe davon, wie es fast ohnmächtig vor Schreck dabei wird. Eine Viertelstunde später, und Baden und mein Glück lagen hinter mir.

Wohl kenne ich so manches Glück, das länger gewährt hat, aber sicher keines, das ich mit dem meinigen vertauscht hätte, und das in meinen Augen größer erschienen wäre.

VII.

Häusliche Bilder.

1.

Ich liebe Euch nicht, engbegrenzte häusliche Idyllen, mit kranken Kindern, keifenden Mägden, geschäftigen Frauen und kummer- und sorgenbelasteten Männern. Ihr Stillleben! wie Euch ein unerlaubter Sprachgebrauch so gern betitelt.

Ein Stillleben ist in der Malerei eine naturgetreue Darstellung lebloser Gegenstände, deren Anordnung künstlerische Absicht verräth; wo ist nun die Aehnlichkeit zwischen Diesem und Jenem aufzufinden, was gewöhnlich „bürgerliche Häuslichkeit" benannt wird? Wo wäre hier von künst-

lerischer Absicht — wo von leblosen Gegenständen die Rede? Leben herrscht hier überall — und welch ein Leben? —

Daß die Menschen selbst sich doch so gern ihr Leben vergällen und versalzen! Alles sucht den Schein zu erhaschen und verliert den Kern darüber. Der Beamte ohne Vermögen heirathet und richtet sich seine Wohnung ein, die aller nöthigen Bequemlichkeit entbehrt, aber das Putzzimmer hat, den spießbürgerlichen Salon, um die Klatschschwestern der Frau bei Kaffee und Kuchen zu versammeln. Er darbt und müht sich ab, um den Putz zu erschwingen, den sie anlegen, wenn sie Sonntags sich in Tabaksqualm niederlassen um eine Flasche Bier zu leeren. Welche Verkehrtheit! Doch „das muß so seyn," hört man sagen.

Die Kinder mehren sich; Unterricht, Krankheiten, Winterkleider, Schulbücher — so viel Bedürfnisse, so viel Sorgen. Der Mann wird verdrießlicher stets; die von ihm geplagte Frau läßt ihre üble Laune bei den Kindern und Domestiken aus; die Kinder, von dem Beispiele

der Eltern angesteckt, werden auch zänkisch und grämlich; die Dienstboten sind geschunden und geschoren; am Ende mag kein Kind guter Eltern mehr in dem Hause dienen; nur das Schlechteste zieht zu und wird bald wieder fortgejagt. Verwirrung, Gezänk, Elend aller Art nimmt zu; das Alter kommt, und die guten Leute stehen am Rande ihres Lebens, ihren Kindern das Beispiel hinterlassend, aber keine Lehre es besser anzustellen um es glücklicher zu verbringen.

Wie viel Elend ist in der Welt, lediglich aus Mangel an Erkenntniß dessen was Noth thut. Wie selten hat der Mensch die Eigenschaften, die so hoch für die Prosa des Lebens anzuschlagen sind, und die ihn zum „fertigen,“ zum „practischen Menschen“ machen.

Wahrhaft poetische Naturen, die aber jetzt fast gänzlich ausgestorben sind, brauchen nichts davon. Der Poetische denkt nicht daran, sich ein Putzzimmer einzurichten, oft sogar verschmäht er alle Einrichtung überhaupt. Er lebt im Himmel und wandelt nicht auf Blumen, sondern auf Wolken.

Wo zwei Liebende sind, ist der Himmel — und er und sein Weibchen lieben sich über die Maßen. Ist die Suppe verbrannt — was kümmert das ihn! er selbst verbrennt an den Augenstrahlen seiner Frau; kommt nach der Suppe nichts mehr — je nun, so tröstet er sich damit, daß er nicht in den Fall geräth, sich den Magen zu überladen. Sind die Kinder krank, so stimmt ihn dies zum stillen Danke gegen die Vorsehung, die ihn durch Dulden prüfen will; er sieht den Kummer seiner Frau, und das facht seine Liebe stärker an, und erhebt ihn nur; denkt er sich vollends den Moment der Genesung, so will er vor Wonne und Entzücken aus der Haut fahren, und nur das Leiden, das ihn wirklich umgibt, leitet die brausende Lust in das stille Bett der Ergebung. Der wahrhaft Poetische lebt in einer andern, in einer höhern Welt; er braucht nichts von den Eigenschaften, welche die Andern nöthig haben, um sich das Leben erträglicher zu machen.

2.

Am Beklagenswerthesten sind mir immer in unserm häuslichen Stillleben die Gruppen der Dienenden erschienen. Arme Geschöpfe! Wer nimmt sich die Mühe Euch zu verstehen!

Der von der Obrigkeit anberaumte Tag erscheint und solch ein Mädchen fällt, wie vom Himmel geschneit, plötzlich mitten in eine Familie. Alles ist ihr fremd; sie weiß nichts von den Angewöhnungen, von den Eigenthümlichkeiten, von den guten oder bösen Sitten im Hause. Schüchtern, ängstlich tritt sie auf; sie wünscht sich Allen gefällig zu zeigen; sicherlich betritt Keine die Schwelle einer neuen Herrschaft mit dem Vorsatze Verdruß zu erregen und sich und Andern das Leben zu verbittern. Und doch — wie oft wird dies vorausgesetzt! —

Nähert sich Jemand dem armen Geschöpfe freundlich? Nimmt sich Jemand die Mühe ihm ein Bild von der Familie zu entwerfen, was doch so nöthig wäre? Würde das Mädchen im Hause Nachrichten einzusammeln suchen, und erführe es

die Herrschaft, wäre man nicht sogleich bereit ihr ein Verbrechen daraus zu machen? Die Frau vom Hause tritt ihr herrisch entgegen; sie muß von den fremden Leuten rauhe Befehle hinnehmen; sie muß sie schnell und zitternd ausführen, weil sie nicht weiß, ob es ihr gelingen wird sie recht auszuführen. Das Glück, der Zufall wird entscheiden, über die precäre Existenz von wenigen Monaten.

Ich wohnte in Hamburg eine Zeit lang in einem Kaffeehause. Die Wirthin war eine dicke, lustige Frau; diese Art pflegt auch gewöhnlich gutmüthig zu seyn; meine Wirthin war es in der That.

Das Dienstmädchen, das auch mich zu bedienen hatte, war still und schweigsam. Sie war nicht schön, aber in ihren edeln Zügen lag etwas von Schwermuth und Trauer, das sie sehr anziehend machte. Ihr Gesicht war breit, die Wangen gut gefärbt, die dunkeln Augen hob sie selten empor und starke Braune, die über der Nase zusammen wuchsen, gaben ihrem Blick, wenn sie

ihn nach einem Gegenstande richtete, einen finstern Charakter. Ihr Wuchs war üppig, voll; sie trug sich gebückt. Die bescheidene Frage, die sie dann und wann an mich richtete, kam aus einem hübschgeformten Munde. Sie besorgte ihr Geschäft pünktlich; nie war eine Nachläßigkeit, ein Fehler zu rügen; es war ein kalter Winter und der Dienst schwer. Man sagte im ganzen Hause nur Rühmliches dem Mädchen nach. „Sie ist zu langsam," meinte die Wirthin dann und wann, aber die gute heitere Frau hatte Nachsicht und nie hörte man sie schmählen.

Am auffallendsten war mir Mariannen's Langsamkeit, wenn sie in meinem Schlafzimmer aufbettete. Man hörte dann unaufhörlich im Hause ihren Namen rufen, weil sie überall fehlte; dann eilte sie dahin, dorthin, besorgte die Geschäfte, die man von ihr verlangte, und kehrte immer wieder zurück, um in meinem Schlafzimmer zu hantieren, wo sie niemals fertig werden konnte.

Von ihrer Ehrlichkeit überzeugt, ließ ich sie

gewähren; aber die Wirthin bat mich Marianne zu belauschen.

Ich überließ es ihr. —

Bald hatte sie es heraus. Das Mädchen zogen meine Bücher an. Sie las aufmerksam darin und vergaß darüber ihre Geschäfte im Hause. Ich mochte sie weder darin stören, noch es ihr verbieten. So verging der Winter. Freunde, die mich besuchten, sahen Marianne auch mit Wohlgefallen, Allen fiel ihr stilles Wesen auf.

An einem der ersten Frühlingsmorgen trat ein fremdes Gesicht mit dem Kaffee zu mir in's Zimmer. „Wo ist Marianne?" fragte ich schnell. „Sie hat Gestern den Dienst verlassen;" war die Antwort. Später verwunderte sich die Wirthin, daß sie sich nicht bei mir empfohlen hatte, und sagte: „es ist doch ein recht sonderbares Geschöpf." Sie sey zu träg gewesen, setzte sie dann hinzu, und wenn sie auch mit ihr Geduld gehabt hätte, so wären doch die Gäste bald und oft ungeduldig worden. Eine solche Schnecke tauge nicht in einem Hause wie das Ihrige; sie hätte sich nun;

wie sie wisse, in das Haus eines bemittelten Handwerkers begeben, der keine Kinder habe, da passe sie eher hin.

Mir that das Mädchen leid. Hier war sie nun schon so vertraut gewesen, man nahm Theil an ihr, Niemand sagte ihr ein böses Wort; und dort neue Ordnung, neue Gewohnheiten, bis sie sich darin gefunden haben wird! und wenn die Frau noch dazu recht böse wäre! — Arme Marianne! —

Nach einigen Tagen seh' ich meine Wirthin in großer Bestürzung zu mir kommen. „Wissen Sie schon?" ruft sie, „man hat ein Mädchen an der Lombardsbrücke aus der Alster gezogen, und nach der Beschreibung zu urtheilen, ist es keine Andre als Marianne! Wer hätte das glauben sollen? Aber das Lesen — das Lesen!" —

Und Marianne war es wirklich. Die Unglückliche war zu einem jener zanksüchtigen Teufel gerathen, welche die Dienstboten methodisch zu Tode martern. Sie war zum Dienen bestimmt und sah ihres Elends kein Ende; der frühe Tod in der

Alster war ihr daher ein willkommener Freund. Sie hatte sich schön geschmückt; ihre schönsten Kleider, eine seidene Schürze, und goldene Ohrringe hatte sie angelegt.

Wir trauerten Alle im Hause; die gute Wirthin machte sich nun ein Gewissen daraus, sie weggethan zu haben. Hätte sie sie behalten, glaubte sie, so würde sie sich nicht in's Wasser gestürzt haben.

Wahrscheinlich ist es, daß sie es noch nicht jetzt gethan haben würde, und was später sich mit ihr ereignet hätte, konnte es nicht ihren Sinn erheitern und ihr das Leben von der freundlichern Seite zeigen? Ich wage hierüber nichts zu bestimmen. —

3.

Ein anderer Fall trug sich in dem Hause eines Freundes zu. Es waren ihm Zwillinge geboren worden, die von einer jungen Amme gesäugt wur-

den, da die Frau an der Brust litt, und die Kinder nicht selbst stillen durfte.

Die Amme war groß gewachsen und schön, die Tochter eines evangelischen Landpfarrers in der Nähe von Danzig, die das Unglück gehabt hatte den Verführungen des General Rapp, der damals in jener Stadt Befehlshaber war, zu erliegen. Cölestine hatte ein feines Benehmen und da sie die beßten Zeugnisse und Empfehlungen für sich mitbrachte, so wurde sie im Hause meines Freundes wie eine Unglückliche aufgenommen, welche die allgemeine Theilnahme verdiente. Ich unterhielt mich, wie JederAndre, gern mit dem Mädchen, dessen trübe Scheu, welche ihr ihre Lage anfänglich auferlegte, nach und nach vor der guten Behandlung zu verschwinden begann. Ihre Anmuth und Schönheit machte sich nun erst geltend und bezauberte Alles, was sich ihr nahete.

Nicht ohne Besorgniß bemerkten die Eltern bald rothe Flecken an den Kindern; man machte den Arzt darauf aufmerksam, der aber erklärte sie,

nach einer oberflächlichen Besichtigung, für die Folgen der eben herrschenden Hitze.

Die Kinder wurden indeß immer unruhiger und die Flecken vermehrten sich; die Amme wurde bleicher, und wie sie gestand, konnte sie seit mehren Wochen keine Nacht mehr schlafen, weil ihre Säuglinge sie mit ihrem Geschrei aufweckten.

Im Hause diente mit ihr eine jener alten Hexen, Kinderfrauen genannt, denen viele Eltern noch jetzt auf eine gewissenlose Weise die erste Erziehung ihrer Kinder überlassen: Es war eine alte Polin, Frau Gloniek, ein verrunzeltes Zigeunergesicht, das unerschöpflich an Kindermährchen war, und auf diese Weise sich die jungen Herzchen wieder geneigt zu machen wußte, welche eine tyrannische Zuchtruthe in der Kinderstube ihr sonst längst für immer abwendig gemacht haben würde.

Diese Frau Gloniek beklagte Cölestine sehr: „Wo wird das mit ihr noch hin kommen,“ sagte sie, „sie härmt sich ja zu viel ab mit den Bälgen; keine Nacht schlafen, wer könnte das wohl aushalten? Ich will ihr ein Mittelchen geben,

eine unschuldige Salbe, die streicht sie beiden Kindern auf die Fußsohlen und ich verwette ihr meinen Kopf, sie lassen sie bis an den Morgen ruhig schlafen. Ich weiß schon wo es den Kindern fehlt!" —

Die Amme fragte ob es denn auch wirklich eine unschuldige Salbe sey, und die Gloniek verschwor sich hoch und theuer, indem sie ihr ein Büchschen von Blech in die Hand drückte, worin sich eine schwarze Salbe befand.

Cölestine machte noch denselben Abend Gebrauch davon und siehe da! die Zwillinge rührten sich nicht und ließen sie richtig bis zum Morgen schlafen. So ging es drei Nächte hintereinander, und was noch mehr war, die rothen Flecken verschwanden zusehends. Ruhig waren die Kinder geworden, und immer ruhiger, als plötzlich Krämpfe sich einstellten, und ein kurzer Todeskampf sie bald ganz zur Ruhe brachte.

Cölestine zerfloß in Thränen und gestand die Hilfe, welche ihr Frau Gloniek hatte angedeihen lassen. Sie war unbewußt die Mörderin dieser

Kinder geworden. Die Salbe bestand aus Mercur. —

Die verzweifelnden Eltern überschütteten das unglückliche Mädchen mit Vorwürfen, welches nun vom Arzt noch einmal untersucht wurde. Es fand sich, daß eine entsetzliche Krankheit in ihrem Innern wüthete, von der sie selbst nichts gewußt hatte, da sie erst jetzt sich zu äußern anfing, und die sie ihrem Verführer verdankte. Man beschloß sie in's Krankenhaus zu senden. Das alte Weib wurde mit Flüchen und Schmähungen aus dem Hause gejagt.

Ich kam an jenem Abende zufällig zu dieser Scene. Die Leichen der Kinder, die gränzenlose Wuth des Vaters, die sich gegen die alte polnische Hexe ergoß, die still in sich hineinjammernde Mutter, welche Linnen, Thee und andere Gegenstände zusammensuchte, um sie der unglücklichen Cölestine mitzugeben. Diese endlich selbst, wie ein Gespenst, im stummen Schmerze aufgelöst, sich als Mörderin anklagend und des Bewußtseyns voll, daß auch sie einem elenden Tode entgegen-

gehe, die häßliche Gloniek, auf den Knieen liegend und mit dem den Polen eigenen unterwürfigen Ton um Vergebung flehend. Es war ein Auftritt, den ich nie vergessen werde.

Als ich nach einigen Wochen wieder jenes Haus betrat, sagte mir die Dame desselben: „Wissen Sie es schon, daß die arme Cölestine todt ist? Sie hat mich um meine lieben Kinder gebracht — aber ich kann der Unglücklichen nicht zürnen — sie hat ihren Fehltritt mit dem Leben gebüßt.“ —

VIII.

D a n z i g.

General Rapp lag in Danzig und der Herzog Alexander von Würtemberg davor; die Stadt ward von Beiden gleichbedrängt. Die schöne, alterthümliche Stadt, mit den breiten Straßen und den gothischen Gebäuden; reich und belebt durch Handel und Wandel, reich an Kunstwerken und Reichthümern. De Non holte von hier eines der herrlichsten Bilder altdeutscher Schule für das Museum seines Kaisers nach Paris, das jüngste Gericht von Michael Wohlgemuth, auf dem der Erzengel Michael in einer blanken Goldrüstung dargestellt ist, worin sich alle Gegenstände ringsum-

her abspiegeln. Jetzt hängt dieses prächtige Blatt wieder an seinem Platze in der Pfarrkirche. Und neben der Pfarrkirche, welch wunderbarer Bau! Der Nachtvogel Hoffmann hat davon ein seltsames Lied gesungen; es heißt der Artushof, wie das Gebäude selbst. Das läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehen um es zu begreifen; ein griechischer Tempel, die Glyptothek in München, die Peterskirche in Rom, die lassen sich beschreiben; den Straßburger Münster, den Köllner Dom, den Danziger Artushof, diese schönen, freundlich erhabenen, steinernen Gedanken, die muß man selbst kennen lernen; der beßte Dollmetsch würde dabei nicht auslangen.

Und unweit der guten, alten Stadt, hart am Meere, zwischen umbuschten Höhen und herrlichen Gehölzen liegt Oliva, ein zweites Valombrosa, ein Stück Italien wie verloren am Gestade der Ostsee, und selbst der rauhe nördliche Himmel sieht es gnädig an, er schont es mit seinen scharfen Winden, und braut gütig aus den Nebeln des Meeres und den Dünsten der Wälder eine so

lieblich, elastische Luftregion darum her, daß die Bäume hier länger grün sind, die Blumen süßer duften, und Schnee und Eis länger fern bleiben. Man glaubt sich hier überreden zu können, daß es mit dem alten ewig grünenden Götterreiche zu Romowe Wahrheit gewesen ist.

Rapp wüthete in Danzig wie ein Wahnsinniger. Die armen Einwohner hatten Elend, Todesangst, Seuchen und Hunger und diesen Rapp noch dazu, der die Hauptgeißel war, welche der Himmel über die Stadt verhängt hatte. Spätere Geschichtschreiber können solch ein Bild nicht richtig entwerfen; sind sie zu gewissenhaft, so werden sie trocken und unzulänglich schildern, sind sie von ihrem Gegenstande ergriffen, so können sie leicht ihrer Phantasie zu vielen Raum gönnen und übertreiben. Nur wer das Elend sah oder wer aus dem Munde der Einwohner selbst gehört, was sich gestern noch zugetragen, ist im Stande ein Bild aus wahren Zügen und richtigen Verhältnissen zusammenzusetzen. Auch hier hauste die schrecklichste Hungersnoth; obschon keine Frau ihr

eigenes Kind zum Mahle bereitete, wie Voltaire es in seiner Henriade beschreibt:

„Et d'un bras que poussait la faim impitoyable,
„Prépare avidement ce repas effroyable.“

Aber die Menschen starben vor Hunger auf der Straße; und selbst die Reichsten konnten mit all ihrem Gelde nicht helfen, denn die Lebensmittel fehlten. —

Dann und wann machten die Franzosen Ausfälle und trieben wohl einiges Vieh in die Vestung. So auch einst von der frischen Nahrung her. Es waren stattliche Ochsen, die für russische und preußische Commismagen bestimmt gewesen waren. Die Metzger suchten sich eine Kuh oder so etwas für schweres Geld zu erhaschen. Gelang es mehren von ihnen, die zusammenstanden, so erhielten sie eine sauve-garde, um ihr Geschäft in Ruhe besorgen zu können, ohne von dem hungrigen Pöbel darin gestört zu werden.

Die Kuh ward geschlachtet und zerlegt. Unten vor dem Hause drängte sich eine Menge anständig gekleideter Leute, mit Geld in der Tasche

um Fleisch zu kaufen. Verschmachtetes Gesindel drängte sich hinzu um etwas ungenießbar Weggeworfenes sich balgend zu erringen. Und was ward damals wohl für ungenießbar erklärt?

Der Metzger erschien oben am Fenster, während seine Thür mit Wache besetzt war, und bot die einzelnen Stücke aus, wie auf einer Versteigerung. Alles ging zu hohen Preisen fort. Ein bemittelter Kaufmann erzählte mir, daß er eine Zunge mit 60 Danziger Gulden bezahlte, die er dann mit drei andern Familienvätern theilte. Jeder lief mit dem theuer Erkauften so schnell als möglich nach Hause, es wurde Suppe davon gekocht, und die ausgehungerte Familie bildete sich dann ein, sich durch Fleisch gestärkt zu haben.

Aber ein empfindlicher Mangel war eingerissen. Man hatte schon seit einiger Zeit kein Salz mehr, und die Nerven- und Faulfieber schienen nun nur noch stärker zu wüthen. Zum Glücke kam Jemand auf den Einfall, ein leeres hölzernes Salzmagazin, das noch aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges herrührte, abreißen zu lassen, das Holz

zu verbrennen und mit der Asche, die einige Salztheile enthielt, die Speisen zu würzen.

Ein Familienvater, der sich vor Hunger und Krankheit gut schützen wollte, brauchte wöchentlich dreihundert Thaler für sein Haus; und von mehren Armen, die er mit fünf Thalern wöchentlich unterstützte, sind Einige im eigentlichen Sinne Hungers gestorben.

Ein reicher Gastwirth hatte während dieser Schreckenszeit Allem aufgeboten, um den alten Ruf seines Hauses zu erhalten. In seinem Local in der Langgasse versammelten sich daher die Offiziere der Garnison, um sich — wenn gleich theuer — ihrer Gewohnheit nach bewirthen zu lassen. Ein junger Mensch, der bedeutend viel Schulden machte, bekam mit dem Bürger Gastwirth Wortwechsel, der eine ärgerliche Wendung nahm. Der junge Offizier soll immer frecher geworden seyn, und wollte am Ende in Thätlichkeiten ausbrechen, worauf denn der Bürger von seinem Hausrechte Gebrauch machte.

Die Klage kam vor Rapp und dieser dictirte folgende Strafe:

Am nächsten Sonntage während die Wache am langen Markte aufzog, und in Parade aufgestellt war, mußte der Gastwirth mit einem Kalbsviertel auf der Brust, nnd einem Schweinsviertel auf dem Rücken, an der Front langsam hinuntergehen. Auf den Kopf wurde ihm ein Kasserol gesetzt, aus dessen Stiele ein Ochsenschweif über den Rücken hinabhing. Vor ihm marschirten zwei Mann, welche die Bajonette nach ihm kehrten, um ihn zu verhindern seine Schritte zu beschleunigen.

Nach überstandener Strafe wurde der arme Bürger, von Schaam und Wuth erdrückt, nach Hause gebracht, und eine Stunde darauf hatte ihn ein Schlaganfall getödtet.

Um Geld zu erpressen wurden die reichsten Einwohner plötzlich aus ihren Häusern gerissen und als Geißeln eingesperrt, wo sie in steter Angst vor dem angedrohten Erschießen bleiben mußten, bis die verlangte Summe aufgebracht worden w...

Rapp haßte die Danziger Kaufmannschaft, die nicht Alles thun wollte, oder konnte, was er von ihr verlangte, über die Maßen. Um sie recht auffallend zu kränken, legte er in ihr Versammlungs- und Börsenhaus, den bereits erwähnten Artushof ein Piket, und ließ dann an der äußern Façade des herrlichen Gebäudes einen bedeckten Gang von Holz anbauen, der zu einem Häuschen mitten auf dem Langen-Markte führte, worin die Mannschaft sich ihrer Naturbedürfnisse entledigte. Die Kaufleute mußten nun, auf dem Markte selbst, unter freiem Himmel, mitten im Winter zusammenkommen, und Rapp ritt zur Versammlungsstunde um die Börsenzeit, von seinen Adjudanten begleitet, vorüber, um sich an dem Anblicke der Gekränkten zu weiden. —

Noch waren die Danziger reich und durften hoffen ruhigere Zeiten zu erleben, wo sie sich ihres alten Glückes wieder freuen würden. Sie hatten ihre kostbarsten Habseligkeiten nach der sogenannten Speicherinsel gebracht, die außer der Kanonen-

schußweite lag, und daher das ihr anvertraute Gut sicher beherbergte.

Aber die Congreve'schen Raketen, die von der Seeseite zu spielen anfingen, gaben der Sache bald eine andere Wendung.

Eine furchtbare Helle verbreitete sich plötzlich am Horizont; „die Speicherinsel brennt!" tönte es durch die Gassen. In einem Augenblick waren reiche Häuser vernichtet. Eine einzige Holzhandlung verbrannte, die auf eine halbe Million angeschlagen wurde.

Das Elend steigerte sich noch zu seiner gräßlichsten Höhe; dann wurde capitulirt. —

Es war ein rauher Wintermorgen. Auf dem breiten Glacis waren die Belagerungstruppen aufgestellt. Zunächst des Thores Russen, seitwärts in einiger Entfernung, und so daß sie an dem militärischen Schauspiel nur wenig Theil nehmen konnte, die preußische Landwehr.

Die Franzosen zogen mit klingendem Spiele aus der Stadt und streckten die Waffen. Rapp ritt in einem grünen Sammetpelze vorüber, das

Gesicht in das Taschentuch gedrückt, als ob er weinte.

Dann hielten die Belagerer ihren Einzug. —

Ein sonderbarer Vorfall ereignete sich noch während der Belagerung, den ich erzählen will. Unweit von Danzig lag ein Wirthshaus, noch innerhalb der Festung, wohin man ohne alle Gefahr spatzieren gehen durfte. Anschütz, der berühmte Schauspieler, der in diesem Augenblicke eine Zierde des Wiener Hoftheaters ist, war damals in Danzig engagirt. Er machte von der Erlaubniß häufig Gebrauch, und pflegte in dem bezeichneten Wirthshause Nachmittags seinen Kaffee zu uehmen.

Einst, wie er sich eben in Gesellschaft eines Freundes dort befindet, kommt es ihm in den Sinn, die vorgeschriebene Gränze zu überschreiten, und jenseits des Wirthshauses einen kleinen Spatziergang nach den russischen Vorposten hin zu unternehmen.

Die Gefahr war groß, das wußte Jeder; was aber kümmern Kriegsgesetze, einen jungen Künstler, der noch überdieß mit einer guten Portion teutschen Phlegmas begabt ist. Anschütz und sein

Freund waren kaum einige hundert Schritte gegangen, als sie auf dem weißen Schneefelde, in weiter Entfernung schwarze Reiter einhersprengen sahen.

„Das sind Kosaken!" rief der Freund, nicht ohne einige Bestürzung.

„Ei sieh, Kosaken!" rief Anschütz naiv lustig und ging ihnen keck entgegen, um sie sich recht zu betrachten.

Aber die Kosaken waren rascher bei ihm, als er es vermuthet hatte und donnerten ihm ihr Stoi! entgegen. Er sprach zwar viel durcheinander, sie aber hörten nicht darauf, sondern nahmen ihn und seinen Freund zwischen die Pferde und ließen sie mittraben.

Der Freund machte ein trauriges, bedenkliches Gesicht, aber Anschütz meinte: Je nun, wir müssen doch am Ende wo hingebracht werden, und da wird sich's wohl aufklären, wer wir sind, und daß wir nicht spioniren wollten."

Und sie kamen irgendwo hin; das ist wahr! aber zu einem Stockrussen, der sie anfuhr, nnd da er sie nicht verhören konnte, zu einem höhern

Befehlshaber sandte. Dieser verstand etwas mehr Deutsch und Sitte, bedauerte aber, nicht über ihr Schicksal entscheiden zu können, und sandte sie zu einem Höhern. So gelangten sie endlich müde und mit geschundenen Füßen, zu dem General, viele Meilen weit von Danzig, der ihnen sogleich jede Hoffnung benahm dorthin zurückzukehren. Nach Königsberg stand ihnen die Straße offen, nach Danzig nicht mehr.

Und so entschloß sich Anschütz denn kurz und gut, die Königsberger Theaterfreunde durch ein Gastspiel zu erfreuen, während seine Familie in Danzig in Angst um ihn verging. Erst spät kam die Nachricht von seiner Gefangennehmung durch die Russen in die belagerte Stadt. —

Nach dem Einzuge der Alliirten bot Danzig einen traurigen Anblick dar. Die meisten Häuser waren durch das Bombardement unbewohnbar geworden; und das Hotel de Berlin, der erste Gasthof in jener Zeit, war so baufällig, daß Alles zitternd zusammenklirrte, wenn Jemand mit starkem Schritt darin umherging. In den ersten Tagen

waren frische Lebensmittel noch nicht vorhanden, denn die Zufuhren kamen nicht so schnell. Bald aber waren alle Plätze damit überhäuft. An der Table d'hôte des Hotel de Berlin aß man noch gesalzenes Fleisch von seltsamem Aussehen, das viele Gäste, trotz der Betheuerungen des Wirthes, für Pferdefleisch hielten.

Es war ein häßliches Thauwetter eingetreten, und die Fieber mähten alles Leben hinweg. Die Todtenglocken hallten und ein imposantes Schießen verkündete daß der erst seit kurzem ernannte Kommandant der eroberten Festung, an der Seuche erlegen, zu Grabe bestattet wurde.

Abends konnte man verhungerten Gestalten begegnen, die nicht bettelten und auch nicht viel Worte machten, sondern stillschweigend hart an die Vorübergehenden traten und die Hand öffneten. Dabei schoßen sie Blicke, daß das Innerste davor erbebte. Oder sie sagten nichts als die Worte: „Ich muß verhungern, und hefteten sich dabei an unsere Schritte.

Mit den Lebensmitteln kam auch wieder fri-

sches Leben unter das Volk und diese bedrohlichen verzweifelnden Gestalten wichen den gewöhnlichen Bettlern, wie man sie auf allen sonnigen Spaziergängen zu erblicken pflegt, ohne sich darum seine Freude verbittern zu lassen.

Der Hang nach lang entbehrten Vergnügungen erwachte, das Theater füllte sich, und die Köpfe hoben sich wieder empor, wenn gleich der Nacken noch von getragenem Joche schmerzte.

An dem Tage als die Uebergabe an Preussen erfolgte, war die Stadt beleuchtet und im Theater eine Festvorstellung angeordnet.

Ein ehemaliger Schauspieler der ungekannter Verdienste wegen, zum Hofrath ernannt worden war, und nun A... hieß, betrat die Bühne um allerlei Bezügliches zu sprechen. Seine Finger zierten ungeheure russische Brillantringe, die er für seinen Eifer erhalten hatte.

Ich erinnerte mich dieses Mannes noch aus meiner frühesten Jugend; er hat damals schlecht Tenor gesungen. Später hatte er ein Abenteuer, das ihn zu dem neuen genre de vie verhalf. Er

war hübsch und wußte sich die Gunst einer jungen Prinzessin zuzuwenden, die mit ihren Aeltern in der stillen Zurückgezogenheit eines Schlosses lebte, nachdem der Vater die Herrschaft eines schönen Landes niedergelegt hatte.

Mit Hülfe des verschmitzten Leibfriseurs wurde die Intrigue eingeleitet und endlich so weit getrieben, daß die glühende unerfahrene Fürstin in eine Entführung willigte. An einem rauhen Winterabende, da Alles frühzeitig still im Schlosse wurde — der alte Fürst unwohl — schlich das liebende Mädchen zur Pforte hinab, wo A. ihrer mit dem Wagen harrte. Der Friseur half ihr hinein, und sprang auf den Bock. Der Wagen rollte fort von Stadt zu Stadt; die Flüchtigen kamen glücklich bis Frankfurt, wo sie aber arretirt wurden.

A. mußte zwar seine holde Beute fahren lassen, wurde jedoch dafür reichlich entschädigt und die Prinzessin kehrte reuig in den Schooß ihrer Familie zurück. Später heirathete sie einen auswärtigen Fürsten, und der alte Leibfriseur, den ich auf meinen Reisen kennen lernte, schreibt noch häufig an

sie und erfreut sich ihrer gnädigen Unterstützung. —

Der Herzog Alexander, ein Oheim des russischen Kaisers verbreitete einen Aufwand der ganz zweckmäßig war, um der armen Stadt aufzuhelfen, aber dessen ungeachtet einen schneidenden Kontrast zu ihrem Elend machte.

Die armen, ausgehungerten Leute, die erst seit einigen Tagen wieder satt zu essen hatten, sprangen nicht gern, und nur sehr gedrängt bei Seite, wenn ein russisches Viergespann, mit gellendem Pfiff und „Paddih! Paddih!" daherbraußte.

Junge hübsche Dirnen, prächtig gekleidet und mit Kleinodien aller Art behängt, belebten die öffentliche Plätze und Promenaden. Es waren die Schönen der vertriebenen französischen Machthaber, die jetzt ihre Angel nach den Russen auswarfen, denn bei der preußischen Landwehr war wenig zu holen. Es ist unglaublich in welchem Ueberflusse diese Hetären lebten. Die Franzosen, die in fremdem Lande Reichthümer erwarben, sorgten redlich dafür, sie wieder an den Mann zu bringen. Die großen Dignitärs ausgenommen, deren Raub in

die Millionen ging, ist nicht anzunehmen, daß Viele von dem Erbeuteten etwas in die Heimath brachten. Sie gaben Feste, spielten uud verjubelten Alles.

Eines jener verlassenen Mädchen eröffnete nun ein Etablissement an ihrem Geburtstage, wo der reichste Luxus herrschte. Alles ging ehrbar und anständig zu, und Niemand würde, beim Anblicke dieser Gesellschaft, die Elemente vermuthet haben, woraus sie bestand. Silber, Vermeil, Kristall und Porzellan strahlten überall. Die Preise waren aber auch angemessen. Ein Glas Punsch wurde mit fünfzig Danziger Gulden bezahlt. Das war die Taxe. —

Und so machte sich der Friede denn anch gar bald überall bemerkbar. Wuchernd schoß das Wachsthum hervor, und bedeckte das Elend, das sich tief eingenistet hatte, und dessen Wunden noch nicht vernarbt seyn konnten.

Wie ein verpestender Krebsschaden wühlte es fort und fort. Daher kam es daß der Wohlstand jener Stadt nie mehr sich zur früheren Höhe erhe-

ben konnte. „Die Solidität sey gewichen,“ hieß es, und Glanz von Außen vermochte sie nicht zu ersetzen. —

Bälle, Konzerte und Theater, lustige Gelage bei losen Dirnen, festliche Schmäuse, begannen den Reihen um unser neues Daseyn zu schlingen. Alle Mühseligkeiten waren bald vergessen. Die armen Offiziere, die sonst froh waren, wenn sie sich die erfrorenen Glieder am schmutzigen Heerde einer armen Cassubin wärmen konnten, und einen Löffel ihrer elenden Suppe schlürfen durften, klirrten jetzt mit Säbel und Sporen durch die Logengänge des Theaters und schlürften Punsch und Gefrorenes. Der Danziger selbst hatte Hungersnoth und Pferdefleisch, Salzmangel, Kontribution, Geißeln, und alles Elend der Rapp'schen Regierung vergessen, und sah mit Lust und Liebe den alten schwarzen Adler, der den Oelzweig in den Fängen hatte, und die grauen, flachen Wittinnen, die mit Landeserzeugnissen und halbwilden, geigenden Szimken, bis zum Untersinken beladen, die breite, gelbe Weichsel herabschwammen, und Handel, Leben und Reich-

thum der wieder aufathmenden Stadt verhießen.

Es war ein angenehmes Gefühl diesen Werth der Dinge zu betrachten. Ich erstieg die furchtbaren Werke des Hagel- oder Bischofsberges, welche die Franzosen angelegt hatten, und strich dann hinaus in die flache Gegend der Weichselmündungen. Jene führten mir die erst eben überstandenen Schrecknisse des Krieges wieder vor Augen; hier erblickte ich die Segnungen des Friedens, in dem sich neuregenden Handel. —

Auf dem Lande, einige Stunden von der Stadt in dem schönen Schlosse zu B.* gaben die dort einquartirten Landwehroffiziere einen Ball. Von fern und nah strömte Alles herbei; die schönsten Damen waren zugegen; die ganze Nacht wurde getanzt und getrunken und erst am andern Morgen fuhr man nach Danzig zurück. Wer jenes Fest mitmachte konnte ohnmöglich daran zweifeln, daß die Gesellschaft wieder in ihre lang entbehrten Rechte vollständig eingesetzt worden sey. Und sie war es in der That; und diese Rechte genießt sie nun schon über zwanzig Jahre in einem großen Theile von

Europa; es ist wahrlich nicht zum Verwundern, daß sie im Ganzen derselben etwas überdrüßig wurde, wieder allenfalls um einige Kriegsnoth zum Himmel fleht. —

IX.

Venedig's Gärten.

Wie wenig wissen wir unsere Freuden zu schätzen; wie wenig unsere Freude recht zu würdigen! Verkennen wir nicht ganz und gar jene alten, tüchtigen Gesellen in rauher Rinde, welche duftige Kronen über uns verbreiten und ihre milden Blüten auf uns herabschütten? Die zwar nicht von der Stelle kommen, aber doch mit uns leben, zu uns sprechen? Erzählen uns solche alte Bäume nicht auf die beredtste Weise ein Stück Geschichte? Pflanzten sie nicht unsere Väter, spielen unsere Enkel nicht wieder in demselben Schatten, wo wir unsere Spiele hielten? Es ist manchmal nicht zu begreifen daß

wir uns auf dieser Erde unglücklich fühlen können, wenn wir noch Bäume haben und Blumen und Quellen und soviel Anderes noch — wie ist da nicht der arme Venetianer zu beklagen, der dies Alles entbehren muß.

Der Reiche weiß sich schadlos zu halten; wer kennt nicht die alten, zum Theil verwitterten Villen an der Brenta, oft im eigensinnigsten, selten in einem guten Geschmacke erbaut, die berühmter sind als sie es verdienen. Daß sie den Venetianern gefallen, finde ich natürlich.

Der grüne Saum, der die trüben Gewässer der Brenta einhegt, ist ihnen lieber als alles Gold ihrer Zechinen, als die Pracht von San Marco, als die blauen Wellen des Golfs. Alles immer nur Grau in Grau zu sehen, ist ein trauriges Loos! Graue Palläste! Grauer Himmel! Graue Lagunen!

Wie erfreut da die geblümte Wiese, der knorrige Baum, die grünende Hecke, und ein Himmel, den der Landwind aus dem Gebirge streifend, von Nebeldünste säubert!

Arme Venetianer, die sonst nicht wußten wie der Baum seine Aeste zum Himmel streckt, wie der Sommer sie mit Blättern kleidet und der Lenz mit Blüten; die nicht wußten wie hold und erquickend der Schatten ist, den der Baum spendet, und nur den kühlen, frostigen kannten, wie ihn altes Gemäuer verschafft; arme Venetianer, die darnach geitzten einmal nach Mestre oder Fusina überzusetzen um die Herrlichkeiten des Continents zu genießen, und es dann wie einen Traum mit sich hinüberzunehmen in die wundervolle Lagunenstadt, und dort zu erzählen, von den Wundern des Landes, von den langen, durchsichtigen Schatten von himmelhohen Bäumen, Blumen aller Orten, die aus dem Boden sprießen, und den lieben muthigen Ungeheuern darunter, die wiehern und stampfen, und sich ungebehrdig stellen und dennoch Lasten ziehen und der Peitsche gehorchen. Von dem wundervollen Eindrucke beherrscht erzählte der venetianische Junge dies Alles seinen Kameraden auf der Piazetta, im Angesichte von San Marco, und wir

hörten zu und lächelten mitleidig und sahen hinan zu dem Walde der schlanken Säulen jener uralten Kirche und zu den starren Kunstpfaden aus corinthischem Erz, und den Blumenknäufen an den Riesenpilastern des Dogenpallastes.

Wir hatten Natur vollauf gehabt, und wollten Kunst — und der arme venetianische Junge unter Kunst und Pracht großgesäugt kannte nichts herrlicheres als eine meckernde Ziege, die am Ginster knaupelte und ein springendes Füllen auf bunter Wiese! —

Seitdem Napoleon über Venedig geherrscht, hat Venedig auch seine Gärten bekommen, allein es scheint sich nicht viel daraus zu machen, es scheint sie nicht für ächte, wirkliche Gärten nehmen zu wollen.

Der Eine davon liegt hinter dem Pallaste des Vicekönigs nnd ist mit einem vergoldeten Gitter umgeben. Ich wollte Venedig nicht verlassen ohne alle seine Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen zu haben, und begab mich daher zu zwei verschiedenenmalen nach dem goldenen Gitter, aber

jedesmal wurde ich von der deutschen Schildwache, die dort stand, so bärbeißig zurückgewiesen, als es ihr wohl nur immer möglich gewesen seyn mochte. Ohne zu wissen welcher Nation ich angehöre und ob ich deutsch verstehe, schrie sie mir mit gefälliger Grobheit folgende Worte zu: „Geben's sich keine Müh, 's ist verbotten durchzusehen! Marsch eng da! I darf Keinen nit herlassen!" — Und somit nahete sich der unliebenswürdige Schnautzbart und machte mit seinem langen Gewehre, die Bewegung eines Menschan der mit einem Besen die Straße zu kehren im Sinne hat. Diese Zeichen waren zu verständlich und ich mußte meinen Vorsatz aufgeben.

Eine Gondel trug mich zu dem andern, dem öffentlichen Garten; der Weg dahin ist weit; er liegt am Ende der Riva der Sclavonier. Man hatte mir erzählt, daß ich viel Volk dort finden würde, Musik, ein Tagestheater, Kaffeehäuser; ich der ich so sehr das Volksleben zu belauschen liebe, freuete mich darauf; ich will hier erzählen was ich fand.

Ein Stück Erdreich, zum Theil auf Pfählen, und durch starke Bollwerke den Lagunen abgetrotzt, mit hübschen Bäumen bepflanzt, eine ganz artige Promenade gewährend. Die Aussicht ist entzückend. Nach einer Seite Venedig, nach der andern der Lido, vor uns die Lagunen mit den Inseln.

Von Venetianern war nichts zu sehen als einige Kinderwärterinnen, die ihre Kleinen auf dem Rasen spielen ließen.

Es war ein heißer Tag und die Sonne stand noch hoch am Himmel, was war natürlicher, als daß ich das Kaffeehaus suchte, um mich zu erfrischen.

Es ist ein artiger Pavillon, der an der höchsten Stelle und zugleich am äußersten Ende der Promenade gelegen ist; allein außer der Aussicht und Rosoglio war hier nichts zu haben. Weder Kaffee noch Sorbett, noch sonst etwas wonach ich verlangte.

Die Alleen wurden nun unzählige Male auf und abgewandelt um den Anfang des Tagestheaters zu erwarten.

Ich war von Allem übrigen hier so enttäuscht worden, daß ich auch davon nicht viel erwartete. Das Publikum das ich bis jetzt zu sehen bekommen hatte, waren unverändert jene Bonnen geblieben, doch nun wurde es mit einem Male bunter. Die Stunde des Anfangs nahete, und herein, vom Landwege her, durch die hohe Gitterpforte kamen Soldaten mit ihren Mädchen, einige Bürgersleute nnd etwas zerlumptes Gesindel gezogen und zerstreuten sich auf den schattigen Kieswegen, plauderten und lachten und ließen sich auch wohl am Kaffeehause, das seinen Namen so schnöde usurpirt hatte, einige Gläschen süßen Rosoglio's einschenken.

Seitwärts lag ein unförmliches Gebäu, theils aus Holz, theils aus Steinen. Dies war das Tagestheater. Die Wellen bespülten seinen Fuß und das hohe Himmelszelt spannte seine Decke darüber. Dies war aber das Großartigste daran; im Innern sah es erbärmlich aus. Schmutzige hölzerne Bänke und Logen, die noch weniger einladend waren, um den Muth zu gewinnen sich

hineinzusetzen. Das Publikum war nicht zahlreich und mit einiger Beklemmung würde ich wahrgenommen haben, daß kein einziger Zuschauer in meiner Weise, das heißt anständig gekleidet war, wenn nicht einige östereichische Soldaten und ein Paar Gensdarmen mir volle Beruhigung in dieser Hinsicht eingeflößt hätten. Die Schauspieler übertrieben, nach unsern Begriffen; im Ganzen aber gebehrdeten sie sich wie Italiener, d. h. sie sprachen nicht blos mit Worten, sondern auch mit Mienen und Händen, und verstärkten so den Ausdruck, ihrer schon ohnedieß sehr ausdrucksvollen Sprache noch bedeutend. Man gab die Uebersezzung eines französischen Vaudevilles, dessen Titel mir entfallen ist und das artige Stück: „die Katze in eine Frau verwandelt," das selbst in Deutschland, von Franzosen dargestellt, ungemein gefällt, aber von unsern Schauspielern schwerfällig gegeben, ganz misverstanden worden ist. Die schwarze Venetianerin, welche hier die Minetta gab, war nun freilich kein solches Kätzchen, wie ich es einst in Paris gesehen, allein sie genügte ihrem Publikum

vollkommen, das es ihr gewiß nicht übel genommen haben würde, wenn sie sogar Mäuse gefangen hätte. Es war übrigens eine hübsche langgestreckte Katze, deren Feueraugen im Dunkel leuchteten und die in einem tiefen Alt zu miauen verstand. Unangenehm machte sich die dunkelrothe Schminke, womit die Künstler ihre Gesichter bestrichen hatten; ein Behelf der für ihre Kameraden durch die künstliche Beleuchtung nothwendig wird, deren sie aber wahrlich nicht bedurften. Vielleicht wollten sie uns dadurch eine ideale Welt zu erkennen geben; diese bestrichenen Züge entrückten uns in der That der Wirklichkeit, die uns doch hier gar zu sehr in der Nähe umgab und auf keine Weise wegzuläugnen war.

Das Schauspiel währte lang und einen komischen Effect machte es, als auf dem Theater, in dem Stücke, welches man gab, Finsterniß eintreten sollte und es wirklich in der Natur so finster geworden war, daß man keine Hand vor Augen zu sehen vermochte und die Schauspieler, die sich im Stücke nicht erkennen sollten, sich wirklich nicht

mehr sahen, und auf der Scene herumtappten und über Tische und Stühle fielen. Dieses Hierinspielen der Wirklichkeit in das Gehege der Kunst war überraschend, und kann von keinem Wechsel der Beleuchtung, selbst auf den größten Bühnen übertroffen werden.

Ich wartete das Ende des Schauspiels nicht ab, das sich wahrscheinlich bis weit in die Nacht erstreckt haben mag und strich durch die wenig belebten Laubgänge des Gartens, dem Gitter zu. Ich hatte schon viele Gondelfahrten in mondhellen Nächten gemacht und wollte daher diesmal den Rückweg zu Lande durch Venedig's Straßen machen. Zuerst trat ich auf einen Platz, den einzigen, den Venedig außer dem von San Marco besitzt, aber ganz anderer Art. Nichts von Pracht und Eleganz ist hier zu erblicken, aber recht viel lustiges Volksleben, das sich um Polentaverkäufern, Kastanienbratern, und große Stücke gerösteter Wassermelonen herumtreibt und springt und schreit. Von hier wandte ich mich links der prächtigen Riva zu, wo jetzt der ebenaufgegangene Mond seine

Strahlen in's Wasser warf und eine Reihe erhellter Boutiquen und Fenster, den Tag nicht vermissen ließ. Welch ein buntes Getreibe, welch ein Wogen! Ich schlenderte in der Seele vergnügt am Gestade hin, und bemerkte nicht, daß ich fortwährend die Treppen auf- und absteigen mußte, welche die Ausmündungen der innern Kanäle überwölben, und die bei Landpromenaden in Venedig eben so ermüdend sind, als sie verdrießlich machen. Auf dem Wasser standen die Gondeln still und Guitarren- und Tambourine klangen daraus hervor, und mannichfaltige Barcarolen schwammen in der Luft; und drüben, am monderhellten Horizonte erschienen die Riesenkuppeln Venedig's, der Dom von San Marco und der Campanile; eine ehrfurchtgebietende Vergangenheit, welche mir die frohe, heitre, südliche Gegenwart nicht störte, sondern ihr als Folie diente.

Man lebt hier in der Geschichte, träumt sich ein venetianischer Nobile und denkt sich alle glühenden Liebschaften, alle Gräuel, alle Wonnen, die daraus entsprangen, von der frühesten Zeit

bis zu denen Lord Byron's und noch später! Unter solchen schwärmenden Gedanken erreichte ich mein gewöhnliches Standquartier, das Café Quadri, wo Beppo mir ungefordert meine Tasse duftenden Mocca's reichte.

X.

Maler Lepaulle.

Ein in der Pariser Gesellschaft wohlbekannter Character ist der Maler Lepaulle; ein Ueberall und Nirgends; ein Spaßmacher; dabei ein talentvoller Künstler und ein Pariser durch und durch. Er umschwärmt alle schönen Theaterprinzessinnen und besonders weiht er neuaufgehenden Gestirnen seine Verehrung. Er ist von einer oft insolenten Naivität, die unsere Prüderie nicht vertragen würde, allein Pariser Schauspielerinnen wissen nichts davon. Der bekannte Chargenverfertiger Dantan hat Lepaulle als ein Hündchen dargestellt, das des Malers Gesichtszüge treffend zeigt. Er sieht

wirklich im Leben einem kläffenden Möpschen nicht unähnlich, und ist sehr klein, ohne besonders zierlich zu seyn.

Man zieht ihn in die beste Gesellschaft, wie sie nun eben jetzt in Paris besteht. Wer weiß nicht, wie das von ehemals himmelweit verschieden ist? Er besucht die Bälle des Baron Vizier und die Soireen von Rothschild, er wohnt den Künstlersoireen bei Madame Merlin bei, und dinirt bei Mamsell Mars. Sehr verschiedene Kreise, sehr verschiedene Abstufungen! Lepaulle verliert sich hier mit so vielen Andern; allein er schwebt im schwarzen Kleide und in gelben Glacéhandschuhen bei den Italienern von einer Loge zur andern, und kann, auf die Frage: wo er seinen Abend zubringe? stets den Sammelplatz der feinsten Welt nennen, der gerade in dem Zeitraume von vier und zwanzig Stunden am meisten von sich sprechen macht, und den Neid derjenigen erregt, die nicht so glücklich wie Lepaulle sind.

Im vertrauten Kreise, en petit comité, ist Lepaulle stets die Seele der Unterhaltung. Er ist

groß im Nachäffen aller Gattungen von Thieren. Fressende Enten sind sein Triumph; dieses Schnatteln — nicht Schnattern — ist für jeden Andern unausführbar. Seine grunzenden Schweine sind fürchterlich schöne Kunstwerke, und der scharrende Hahn, der seine Hennen zusammenruft, diese gackernd herbeilaufend und die pipenden Küchlein sind unübertrefflich. Am glänzendsten aber zeigt er sich, wenn er eine durch einen langen Corridor trottirende Bulldogge versinnlicht, die von einer Schaar in Zimmern eingeschlossener Kläffer der verschiedenartigsten Gattung angebellt wird, bis sie selbst knurrend, wie ein fern heraufziehendes Gewitter, beginnt und dann ihren tiefen Baß herrlich zur vollsten Kraftentwickelung steigert.

Bei allen diesen mannichfaltigen Uebungen, die ein ergötzendes Lachen hervorrufen, beobachtet der Künstler stets den strictesten Anstand; und um nicht durch das Verzerren der Gesichtsmuskeln Abneigung gegen sein Talent zu erwecken, wie auch aus einer sehr richtig berechnenden Eitelkeit, trägt er jederzeit Sorge bei Darstellung der Enten

und Schweine, sich in einen Winkel zu stellen und sein Gesicht den Zuhörern zu entziehen. Ich erlebte es oft, daß ähnliche Spaßmacher in Deutschland, die aber — beiläufig gesagt — ihre Sache nicht halb so gut wie dieser Lepaulle verstanden, dadurch, daß sie sein Verfahren nicht berücksichtigten, den widerwärtigsten Eindruck hervorbrachten, während er nur Lachen und Beifall erzielt.

Seine Kunst im Malen steht übrigens nicht in ganz gleicher Höhe mit diesen gerühmten Eigenschaften. Obgleich er gern porträtirt, und namentlich vorzugsweise weibliche Köpfe zu seinen Vorwürfen wählt, so ist sein Pinsel nicht dazu geeignet. Die feinsten Züge giebt er wie im Vergrößerungsspiegel wieder; Alles wird leicht grotesk unter seiner Hand; die sanfte Melancholie, die zauberisch um Mund und Auge schwebt, wird bei ihm zur schwärzesten Schwermuth, die auf Vernichtung zu denken scheint; Offenheit wird zur Frechheit; Heiterkeit zur Fratze. Die Farben sind grell, weiche Tinten fehlen. Glücklicher ist er im Darstellen der Thiere; hierin machen ihm wenige

Pariser Maler das Terrain streitig. Deshalb wird er auch stets von den vornehmen und reichen Besitzern schöner Meuten und trefflicher Pferde stark in Anspruch genommen. Schickler, Hope, der Prinz von der Moskowa beschäftigen ihn fortwährend. Hier halten Jäger am Rande des Waldes, und die prächtigen Vorstehhunde harren des Zeichens; dort verfolgen Solofänger ein Wild; hier endet der Hirsch und das Halali ertönt; dort zeigen sich Vollblutpferde im Rennen begriffen. Der Prinz von der Moskowa hat keinen Hund, kein Pferd, keine Equipage, die er nicht von Lepaulle porträtiren ließ. Vier bis sechstausend Franken sind der gewöhnliche Preis für ein solches Bild, und dabei lebt drei Viertel des Jahres der Künstler auf einem der Schlösser des Bestellers, um seinen Gegenstand mit Muße nach der Natur zu studieren.

Lepaulle arbeitet stets nach seiner Neigung und denkt nicht daran, sich übermäßig anzustrengen, um viel Geld zu verdienen. Hat er ein Bild abgeliefert und den Preis dafür empfangen, so vor-

trätirt er hübsche Mädchenköpfe, um seine Sammlung zu bereichern, oder sich in ihre Gunst zu stehlen, ohne eine andere Bezahlung, und vollendet nichts von den angefangenen Arbeiten, worüber die Besteller verzweifeln möchten. Ist er mit dem Gelde fertig, das er verdient hatte — wozu gewöhnlich ein Winter, oft nur ein Karneval hinreichen — so geht er erst wieder ernstlich an's Werk, malt Hunde und Pferde, und denkt daran, seine hohen und reichen Gönner zu befriedigen.

Eine junge, hübsche Künstlerin hatte Lepaulle's Bekanntschaft gemacht, und er sich ihr angetragen, sie in einer Rolle zu malen. Sie war bereits ein Mal in seinem Atelier gewesen, das damals sehr einsam, in einem Hofe in der Rue des petites écuries gelegen war, aber sie fürchtete sich, wie sie mir sagte, ohne Begleitung wieder hin zu gehen. Der wunderliche Mensch erschien in diesem Locale wirklich verdächtig; dabei die Stille der ganzen Umgebung; die Seltsamkeit der Gegenstände, welche das Atelier füllten; die Toiletten-

veränderung, die dort auf den Wunsch des Malers vorgenommen werden mußte, und die sonderbaren Positionen, die er vorschrieb; Alles dies schilderte mir die junge Künstlerin so beredt, daß ich mich entschloß, ihr für die Folge meine Begleitung anzutragen.

Wir gingen durch zwei Höfe eines großen Hotels in der Straße des petites écuries, wo fast nichts als Stallungen und Remisen zu sehen waren. In einem Winkel jenes zweiten Hofes stiegen wir eine enge Wendeltreppe hinan und gelangten an eine Thür, die uns, auf das erste leise Klopfen, geöffnet wurde. Es war Lepaulle selbst, der uns horchend erwartet zu haben schien und uns ein „Soyez la bienvenue" entgegenrief, weil er wähnte, daß die Dame allein gekommen sey. Als wir aus dem stockfinstern Vorgemache in das Nebenzimmer getreten waren, erkannte er erst mich und bewillkommte mich mit sauerer Miene.

Er bewohnte vier Zimmer, von denen drei sein Atelier ausmachten, und diese waren mit den verschiedenartigsten Gegenständen überfüllt. Zwi-

schen eleganten Meubeln, rothsammtnen Tabourets, großen Spiegeln in reichen Rahmen, Etageren und Kaminen mit den niedlichsten Chinoiserien, Uhren, Lampen und Leuchtern besetzt, standen, lagen und hingen Gemälde von allen Dimensionen an der Wand, in den Ecken und auf Staffeleien, die wie der Mastenwald eines Hafens über einander hervorragten. Dann gab es noch die widerwärtigen Zugaben eines Malerateliers: eine Suite von Todtenköpfen, Todtenmasken, ferner Puppen und Acte, Theatercostüme, Waffen, Harnische, Blumen aller Art und dergleichen Gegenstände mehr, die nach der Natur gemalt werden wollen. An der Decke hingen ausgestopfte Vögel an seidenen Fäden und anderes Gethier. Kurz kein Platz war leer gelassen, und was man hier sah, verwirrte und beängstigte den Sinn.

Nur das Schlafzimmer des Künstlers machte eine anständige Ausnahme. Dies war hübsch und elegant möblirt, ohne Ueberladung, und zeigte außer einigen guten Bildern nichts, was nicht in dem Zimmer jedes andern vernünftigen Mannes

hätte angetroffen werden können. Hier machte meine Schutzbefohlene eine malerische Toilette, während ich Lepaulle in ein Gespräch zu verwickeln suchte, aus dem er jedoch mehrmals aufsprang, um durch die Thür zu blicken und allerlei Scherze der Künstlerin zuzurufen. Jetzt trat sie zu uns in dem reizendsten Kostüme, das man sich denken kann. Der schwarze Sammt war von den blendend weißen Schultern herabgeglеitet und die dicken, blonden Flechten wallten über Busen und Rücken in reicher Fülle herab. Der schöne Arm anfgestützt, der seelenvolle Blick erhoben, so ließ sich jetzt das schöne Weib in einen rothsammtnen Armsessel nieder, und der Maler fing nun an, alle diese Reize mit lüstern prüfendem Blicke zu durchforschen, und der Pinsel bewegte sich auf der Leinwand.

Die mechanische Arbeit langweilte mich höchlich, und da in der Decoration nicht die geringste Veränderung eintrat, so bemächtigte sich meiner der Schlummer. Vor mir stand das gut ausgeführte Bild der Amigo, jener strengen spanischen

Schönheit der italienischen Oper, mit dem anmuthigen Organ und mit diesem liebenswürdigen Gegenstand beschäftigt, schlief ich ein. Ich muß zu Lepaulle's Ehre gestehen, daß ich während der ganzen Sitzung schlief, ohne auch nur ein einziges Mal durch ängstliches Rufen meiner Schutzbefohlenen geweckt zu werden. Allein ich hatte mein Wächteramt doch so schlecht versehen, daß ich die folgenden Male nicht mehr in die Rue des petites écuries mitgenommen wurde. Die Furcht vor dem wunderlichen Maler und dem abgelegenen Atelier war auch wohl verschwunden; so etwas verliert sich leicht bei näherer Bekanntschaft.

XI.

Excursionen in Ostpreußen.

Ostpreußen mag jetzt auch seine Gestalt verändert haben, ich kenne es nur, wie es vor zwanzig Jahren war.

Wenn man aus den Haiden und kahlen Buchweizenfeldern Westpreußens sich der Weichsel näherte, so erstaunte man über den fetten, schwarzen Boden, der sich plötzlich vor den Blicken ausdehnte, worin die Räder stecken blieben und die Pferde bis an den Bauch versanken. Hier war die Weichselniederung, der „Werder" genannt, wo die reichen Bauern wohnten, deren Röcke mit Reihen großer Silberknöpfe prangten, deren Zim-

mer holländische Reinlichkeit und Eleganz zeigten, und die aus ihren hellen Spiegelfenstern auf den trostlosen Jammer der Straße blickten, und in ihrem Phlegma das Leiden der Reisenden als Unterhaltung hinnahmen. Dies war die fruchtbarste Gegend des Königreichs Preußen, ein Werderscher Bauer war seines Reichthums wegen zum Sprichwort geworden, und als würdiger Gegenstand im Volksliede besungen, wie z. B.:

„Es was 'n mal 'n riker Buhr,
'n ganzer Schelm von Natur,
Mit Namen het he Harder,
Und wohnt im Danz'ger Warder," u. s. w.

Die Gegend hatte jedoch, den schlechten Weg abgerechnet, für die Reisenden nichts Interessantes. Die Häuser, von niedrigen grünen Hecken umgeben, von ungeheuern Düngerhaufen umlagert, waren mit bunten Farben angestrichen, und die Pfosten und Zäune mit jenem feinen Schnitzwerk verziert, wie es gewöhnlich Schiffszimmerleute auszuführen verstehen. Man sah hier allerlei groteske Gesichter und Fratzen, und dabei war

Alles Holzwerk, mit zweifarbigen Streifen bemalt, welches der geschmacklosen Monotonie des Ganzen keinen unbeträchtlichen Theil hinzufügte. Wer gerade im Frühjahre, zur Zeit der Baumblüthe hier vorüberreis'te, konnte allerdings seine Freude an dem reichen Segen dieser Unzahl von Obstbäumen haben, dann aber war die Straße gewöhnlich am schlechtesten, was man „grundlos" benannte, obgleich es keinesweges ohne Grund war, und dies verleidete jeden Genuß, den der Frühling wohlwollend zu bereiten so artig war.

Bald jedoch verließ der Reisende dieses preußische Paradies wieder und näherte sich den Gestaden der Ostsee, um nach der alten Hauptstadt Königsberg zu kommen. Neuer Jammer! Neues Elend! Was dort der fette Boden verschuldete, verschuldete hier das Wasser. Durch große Binnenseen rollte der Wagen, links brachen sich oft die Wellen des Meeres an der Achse, und weit und breit öde Sandsteppe, von der nur hier und da ein ärmliches Fischerdorf seine Thurmspitze emporstreckte.

So war man denn recht froh, wenn sich endlich Königsberg, im weiten Halbkreise, am Ufer des Pregels entfaltete, und dem Reisenden seine zu jener Zeit sehr gastlichen Thore, aber nur sehr mittelmäßigen Gasthöfe öffnete. Diese Beschwerden des Weges nicht achtend, forderten die interessantesten Parthien jener Gegend mich in meiner Jugend zu zahlreichen Ausflügen auf. Bald war es das nahe Frauenburg, mit seinem alterthümlichen Dome, und den Erinnerungen an Copernicus; bald das malerische Seeufer bei Pobethen, bald Pillau mit dem regen Hafenleben und die malerischen Ufer des frischen Haffs. Aber auch weitere Touren wurden unternommen, nach Danzig, der altehrwürdigen Stadt, mit der reizenden Umgebung, nach Memel, das einer englischen Niederlassung vollkommen gleich sah, wo die Argelander, Ozilvie, Simpson, Maclean, Motherby mit ächtem, elegantem Comfort hausten; nach den Ufern des Niemen und den lieblichen Gegenden des preußischen Litthauens und nach den hügeligen Fruchtfeldern des sogenannten Ober=

landes, wo die Krucifixe am Wege, die Klöster und stattlichen Kirchen uns plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, aus den Regionen des klaren Protestantismus in das heilige Dunkel eines vom Hirtenstabe beherrschten Landstrichs hinzaubern. — Die Reise nach Memel war zu jener Zeit nie ohne merkwürdige Abenteuer und gräßliche Beschwerden, obgleich die Entfernung von Königsberg nicht mehr als vier und zwanzig deutsche Meilen betrug. Es gab drei Arten, nach Memel zu kommen. Die eine zu Wasser, in einem offenen Kahne über das tückische kurische Haff; die zweite über die Nehrung, der sandigen Landzunge, die sich zwischen dem Haffe und der See erstreckt; die dritte über Tilsit, wo man zwölf Meilen umfuhr und einen Weg wie durch die Weichselniederung hatte, d. h. zum Versinken. Jetzt soll, wie ich höre, stets der letztere Weg eingeschlagen werden, da nunmehr für eine gute Chaussee gesorgt worden ist; in früherer Zeit wählte man gewöhnlich die Straße auf der Nehrung, um nach Memel zu reisen.

Hier konnte man am leichtesten mit Extrapost wegkommen, doch gingen oftmals Reisende auch mit dem sogenannten Rigaer Fuhrmann, dessen schwerbeladener Frachtwagen tief in den Sand einschnitt, und jeden Tag nicht mehr als vier Meilen, im besten Falle, zurücklegte. Trotz seiner Langsamkeit bedienten sich sehr fassionable Leute dieses Fuhrwerks, und ich machte einmal die Reise in Gesellschaft eines Grafen v. M., aus einer vornehmen kurländischen Familie und Rittmeister bei den sächsischen Gardehusaren, und eines reichen russischen Kaufmanns.

Die Erinnerung dieser Nehrung wird mir stets gegenwärtig bleiben. Etwas Aehnliches schildert Steffens in einer seiner Novellen, indem er von der Nordostküste Jütland's spricht; doch hat die Nehrung das Eigenthümliche, daß sie an manchen Stellen nur anderthalb Meilen breit ist. Ein hoher Sandberg durchschneidet die Zunge der ganzen Länge nach; die Abhänge desselben, zum Theil aus Flugsand bestehend, bilden nun eben die Düne, „Nehrung" genannt. Man fuhr an dem

Seestrande hin, oder vielmehr in der See selbst, wo die von den Wellen glattgeschliffenen Kiesel den Pferden das Ziehen erleichterten, indem sie eine Art natürlicher Chaussee bildeten; freilich war dem Furchtsamen der Wellenschlag um den Wagen eine nicht erfreuliche Erscheinung, in der That aber war auf der Tour nichts Gefährliches, wenn man nicht das Unglück hatte, auf Triebsand zu stoßen! Manchmal nämlich hatte ein starker Wind von den Bergen eine große Masse Sandes herabgetrieben, die sich weit in die See hinein erstreckte, mit dem festen Boden ein Niveau hatte und die vollkommenste Aehnlichkeit mit demselben zeigte. War man jedoch auf eine solche Stelle gerathen, so sank der Wagen sogleich hinab, und bei der Einsamkeit und der weit entfernten Menschenhilfe ging gewöhnlich Mann und Maus verloren.

Außer einigen Hütten, den Cantonieren und Zufluchtshäusern auf hohen Alpenpässen zu vergleichen, obgleich sie nicht so gut eingerichtet waren, wie diese, gab es an dem Seestrande der

Nehrung nichts, was Obdach gewährte. Die Hütten dienten dazu, bei schlechtem Wetter eine kurze Rast zu halten und den Pferden ein Unterkommen zu geben, wenn sie Mittags gefüttert wurden. Menschen waren nicht darin anzutreffen; folglich war auch nichts dort zu haben, wie man denn überhaupt Mundvorrath aller Art und Futter für die Thiere mit sich führen mußte. Abends, wenn sich die Sonne ihrem Untergange näherte, und die müden Pferde und ermatteten Menschen ihren Tagemarsch von vier Meilen zurückgelegt hatten, lenkte der Fuhrmann vom Seestrande weg landeinwärts, und man begann die oft steilen Abhänge der Sandgebirge, denen jeder heftige Windstoß eine andere Gestalt verleihen konnte, zu erklimmen. Nach unsäglichen Anstrengungen erreichte man endlich den Gipfel, und nun zeigte sich ein Anblick so überraschender Art, daß man sich auf irgend ein Eiland der Südsee versetzt glaubte.

Ein neues Meer erblickte man, dunkler als die Ostsee, die Wellen heftiger bewegt, von einer Küste in

Nebel gehüllt begränzt. Dies war das kurische Haff. Am Ufer, Sand wie alles Uebrige, lagen Hütten zerstreut, ein armes Fischerdorf. Eine kleine verfallene Kirche, halb im Sande vergraben, die Kreuze und Steine der Gräber, eben so halb verschüttet, oder umgeworfen; denn nichts scheint festen Halt zu haben in diesem trügerischen Boden und Alles nur ein Spiel der Winde zu seyn. Einige Bäume, fünf oder sechs, stehen unweit der Hütten und machen einen freundlich rührenden Eindruck.

Unweit davon, nicht unter dem Schatten der Bäume, sondern in der Kühle des Wellengeplätschers, wo der frische Wind, die Düne durchfährt, sitzen die Weiber des Orts und spinnen Netze zum Fischfang und singen Lieder, die uns Rehsa so fleißig gesammelt hat, wofür wir ihm noch nicht einmal recht gedankt haben, wie er es doch verdiente, Dainos, Liebeslieder, einfältig, doch wohlklingend und voll Poesie.

Die Männer sind indeß draußen und fangen Lachse und mächtige Aale, die tägliche Nahrung,

oder sie sind mit einer Arbeit im Hauswesen beschäftigt.

Dies ist der Strand des Bernsteins, in seiner uralten Sitte bis auf unsre Zeiten erhalten, wie ihn uns Werner in seinem Meisterwerke, „dem Kreuz an der Ostsee,“ so herrlich geschildert. Man glaubt jeden Augenblick den Szupan kommen zu sehen und die hastigen Worte des erschreckten Chors zu vernehmen:

„Nahend der Szupan —
Welch schreckliche Botschaft! —
Wen wird er strafen?
Sein ist die Kraft! —

So sah ich hier Kunzen, wo die versandete Kirche war, und Nedden, Rossitten, Negeln und Schwarzort, von wo man sich über die Meerenge setzen läßt, welche das Haff mit der See verbindet, um in Memel zu landen.

Außer Fischen und Kartoffeln und einem Schluck scharfen Kornbranntweins war bei diesen Leuten nichts zu haben, die jedoch artig und gast-

frei uns mit ihrem „mile kunx“ *) bewillkommten. Die Nacht brachte man im Kruge, in einem hoch-aufgethürmten Himmelbette zu, und mit frühem Morgen überstieg man wieder die Sandberge, um am öden Meeresstrande, hier schlechtweg „der Strand“ genannt, die Reise fortzusetzen.

War nun eine solche Reise beschwerlich, so war es doch die zu Wasser noch weit mehr. Man fuhr von Königsberg nach dem Fischerdorfe Schaken, am südlichen Ende des kurischen Haffs, und schiffte sich hier auf einem sogenannten Schakener ein: ein offener, großer Segelkahn, wo der Passagier jedem Einfluß des Wetters blosgestellt

---

*) Mile Kunx, lieber Herr! Das Kurische, das man hier spricht, ist vielleicht das Altpreußische, und ist von dem Lettischen, das in Kur- und Liefland, dem Esthnischen, das in Esthland gesprochen wird, so wie von dem Litthauischen sehr verschieden. Diese Dialecte klingen alle sehr melodisch, und daß die Sprache der alten Preußen ihnen darin nicht nachstand, dafür zeugen die Götternamen: Potrimpos, Pikullos und Perkunas, der Criwekriwaito, der Waidelotte u. s. w.

war. Der Gefahr wegen durfte kein Feuer gemacht werden, und so mußte man in jeder Jahreszeit, bei kalter Küche, oft viele Tage lang auf dem wilden Gewässer sich umherwerfen lassen. Ein Wagstück, das nur selten ein reputirlicher Mensch unternommen haben würde, und das nur der Wohlfeilheit wegen von armen Teufeln benutzt worden wäre, wenn man nicht, in der Hoffnung guten Wind zu haben, dazu gegriffen hätte, um schneller vom Wege zu kommen.

Die dritte Tour über Tilsit konnte auch nicht mit Gemächlichkeit zurückgelegt werden. Es war also, wie man sieht, in keinem Falle leicht nach Memel zu kommen, und die Reise am Strande war am Ende immer noch die beste Parthie, die man ergreifen konnte. —

Das Interessanteste, was die Königsberger damals in ihrer Nähe hatten, war das Erzbisthum Ermeland. Eine Wallfahrt nach der heiligen Linde zog Katholiken und Lutheraner gleich stark an. Das Bivouakiren in dem schönen Walde war romantisch, die freundliche Jahreszeit, die

lustigen Menschen, dabei die imposante kirchliche Feierlichkeit, die Prozession, Alles dies war im Stande uns zu fesseln.

Ich pflegte in meiner frühern Jugend jeden Sommer eine Reise in jene Gegend zu machen. Eine Gesellschaft lieber Freunde schloß sich mir an. Raphael, Ferdinand und Gustav waren das letzte Mal dabei! Gustav ist seitdem gestorben, die andern Beiden mögen in trauter Rückerinnerung jener Tage freundlich wehmüthig lächeln, wie ich es thue, und meiner gedenken, wenn sie diese Zeilen lesen. Unser Leben ward ernst und geprüft; wir hatten damals keine Ahnung davon!

Es war ein schöner Morgen im Juni, als wir auf leichtem Gefährte zum Friedländerthor hinausfuhren. Vor uns lag die grüne Ebene, von der hin und wieder ein Thürmchen aufragte, links strömte der Pregel, von den Höhen begränzt, auf welchen das malerische Arnau und das Schloß Jerusalem liegen, rechts endete das waldige Gehege von Awenden die Aussicht. Wir waren alle innerlich froh und sahen die sehr bekannten Ge-

genstände mit heitern Augen an, und obgleich wir wohl wußten, daß diese Reise uns keine wirklichen Abenteuer bringen würde, so hatte uns doch unsere Stimmung geneigt gemacht, das Unbedeutendste, das uns begegnen könnte, dafür zu nehmen und es als höchst interessant in unsern Tagebüchern zu bezeichnen.

Ihr jungen Leute, die Ihr der Segnungen des Jahres 1836 theilhaft werdet, denen die Eilwagen nicht mehr genügen, und die nun bald durch Dampf und Eisenbahnen jede Entfernung verschwinden sehen werden, Ihr vermöget mich nicht zu begreifen, wenn ich Euch versichere, daß eine Fahrt von 12 Meilen uns für eiue Reise galt, uns Jünglingen von 1813 und 1814, Ihr, die Ihr jetzt den Rhein alljährlich befahrt, die Ihr Paris kennt und London, und die Ihr Euch schämtet, nicht den Rigi bestiegen zu haben, Ihr wißt nicht, wie sehnsüchtig uns armen Königsbergern das Herz schwoll, wenn wir von Reisen hörten, und wie wir uns schon freueten, uns nur ein Wenig auf den holprigen Wegen des alten

Königreichs herumstoßen zu lassen! Welcher Vorbereitungen bedurfte es noch damals! Was wurde mitgenommen; und wie viel wurde dabei vergessen, was später im Verlauf der großen Fahrt schmerzlich vermißt wurde! Wahrlich! ich gedenke in diesem Frühjahre leichter nach Livorno zu kommen, um mit dem Dampfschiffe die Spazierfahrt nach der Levante zu machen, als damals nach Heilsberg, wohin ich meinen Ausflug von der heiligen Linde anzustellen pflegte. Und Jeder wird ermessen können, wie viel weiter die Fahrt von Livorno nach der Levante, wie viel gewichtiger die Namen Malta, Konstantinopel, Smyrna, Alexandria, Rhodus, Jaffa sind, als alle Namen, die ich von jener Tour anführen könnte, welche ich im Sommer 1814 mit meinen Freunden in Ostpreußen machte, selbst Eylau nicht ausgenommen, das wir berührten, und das doch wohl am berühmtesten klingen mag.

Die Wirthshäuser waren erbärmlich, das Bier nicht zu trinken, und auf jede Bequemlichkeit

mußte verzichtet werden. Gewöhnlich schliefen wir auf Streu.

Unweit Königsberg liegt ein Dorf, Wittenberg, zu Ehren des Reformators so genannt, wo seine Tochter lebte, die an einen Edeln von Kalchstein verheirathet war. Hier standen wir vor den Bildern Luthers und Katharina's, die von Holbein gemalt seyn sollten. Es war der erste sogenannte Kunstgenuß, um so willkommener, und um so heißer empfangen, als er uns in dieser Gegend nur sehr selten geboten werden sollte.

Wir erreichten Bartenstein, ein schmutziges, kleines Städtchen; hier aber besichtigten wir einen alten Stein vor dem Rathhause, der eine Art von menschlichem Antlitz aufzuweisen hatte, und einst von unsern heidnischen Vorfahren angebetet wurde. So ging nämlich eine Sage im Volke, die jedoch von gelehrten Alterthumsforschern längst widerlegt worden war. Obgleich wir nun darüber hinlänglich unterrichtet waren, so schlossen wir uns dem dummen Pöbel an und begafften

den alten Stein eine Weile, während die Pferde gefüttert wurden, und suchten uns zu überreden, den leibhaften Perkunas, den altpreußischen Donnergott, vor uns zu sehen. So waren die imaginären Reize dieser Reise beschaffen!

Lustig ging's nun auf Markeim los, wo uns der wackre Amtmann mit herzlicher Freude empfing. Wir machten hier eine kleine etymologische Jagd und hatten noch vor dem Abschiede herausgebracht, daß das Schloß eigentlich „Mag es keimen" heiße, und Markeim daraus verstümmelt worden sey.

Von Markeim nach der heiligen Linde ist nur eine kleine Strecke; wir wurden aber noch tüchtig zusammengerüttelt, ehe wir dahin kamen.

Der Waldesgrund, worin das Kloster liegt, nach dem alle Wipfel der schönen Bäume wie zum ehrfurchtsvollen Gruße sich neigen, gewährt einen erfreulich überraschenden Anblick. Das weiße Gebäude, in seinen guten architectonischen Verhältnissen, machte überdieß einen wunderbaren Eindruck, da wir dergleichen in unserm Vater-

lande zu sehen nicht gewohnt waren. Die Kreuzgänge mit ihren Kapellen sind, so wie die helle, freundliche Kirche selbst, al Fresco gemalt. Ich hatte uoch nie diese Art von Malerei bewundert, als ich zum ersten Male die heilige Linde besuchte. Der Maler war ein Schweizer, Namens Felix Meyer, wenn mich mein sonst treues Gedächtniß nach so vielen Jahren nicht trügt. Ich stand überrascht, mit emporgerecktem Kopfe und sah — und sah — und wenn mir gleich die überladene Architectur in den Bildern und der seltsam und zu künstlich verschlungene Reihen aller dieser heiligen Allegorien nicht behagte, so konnte ich doch eine Bewunderung nicht zurückhalten, als stände ich vor Raphael's Logen. Später bin ich an bessern Werken achtlos vorübergegangen. Aber das ist der Zauber des ersten Eindrucks auf ein jugendliches Gemüth! —

Das Wirthshaus, auf einem Hügel vor der Kirche — es hat wahrlich eine schöne Lage — war gut, und wir fanden hier eine anständige Aufnahme. Ich blieb vor der Thür, um beim

Mondschein die Ansicht des Klosters mit der ganzen Umgebung zu zeichnen, und war selig genug dabei; ich hatte nie etwas so Schönes noch gesehen.

An Genüssen, wie wir sie damals nur wünschen konnten, fehlte es uns nicht, wie man sieht; aber die Abenteuer wollten nicht kommen. Wir verzweifelten schier, daß sich kein ostpreußisches Abenteuer auffinden lassen wollte, denn auf Abenteuer aus den Abbruzzen oder der Sierra Morena durften wir hier ohnedieß keine Rechnung machen.

An Räuber war nicht zu denken; nicht einmal Verdächtiges, wie z. B. geheimnißvolle Köhler, Stelzfüße, herumziehende Musikanten, stießen uns auf. Solch ein Frühlingstag in dem ebenen Lande beschien jeden Winkel, jedes Erlengebüsch so hell und klar, daß selbst die reizbarste Phantasie nichts Unheimliches dahinter zu entdecken im Stande war. Aber der Himmel verließ uns nicht, und wenn uns auch nichts Großes beschieden seyn sollte, so war es doch ein ganz natürlicher preußischer Landrath, mit einem grauen Rocke und einer eben solchen Mütze, der die Gefälligkeit

hatte, die Rolle eines Abenteuers gütigst übernehmen zu wollen, und sich willfährigst selbst zu mystificiren, um unserer Reise einen ueuen, bisher noch ungekannten Reiz zu verleihen, nämlich den der vermeintlichen Gefahr.

Hier ist die Geschichte! — Vor uns lag das Städtchen Heilsberg, von grünenden Hügeln eingeschlossen, die ein anmuthiges Bette dem Flüßchen bilden, das vorbeifließt. Ich glaube, daß es die Alle heißt, und bitte die Manen des Professors von Baczko um Verzeihung, von dem ich die Geographie Preußen's lernte, wenn ich mich irren sollte.

Wie wir dieses schöne Thal erschauten, nahmen wir uns vor, unsern Kutscher zurückzuschicken, und den Weg zu Fuße zu machen. „In Gebirgsgegenden muß man marschiren!" sagte einer von uns. Wir freueten uns innig, nun auch den Genuß einer Schweizerreise mit dieser Tour verbinden zu können. Gesagt, gethan! Der Kutscher blieb in einem Kruge, einen Büchsenschuß vor der Stadt, und wir — die Guitarren und Ränzel

umgehängt — hielten als Fußwanderer unsern Einzug in Heilsberg. Als wir durch ein Defilé mußten, durch das sich die Straße zog, das aber eigentlich der Weg zum Rabensteine war, der damals noch das Weichbild einer jeden unserer Städte zierte, entsetzten wir uns ein wenig, die halbverwes'ten Ueberreste einer Kindesmörderin auf dem Rade zu erblicken; ein schauervolles Geflechte in der That! Wir gingen so hart darunter hin, daß die zu Lumpen verwitterten Kleider, womit der Wind spielte, und die zum Theil herabhängenden Gebeine auf uns fallen konnten. Das Rieseln, das wir in unsern eigenen Gebeinen dabei empfanden, war uns jedoch angenehm und erhöhete unsere empfängliche Stimmung. Als wir nun gar einen schwarzen Hund am gegenüberliegenden Ufer des Flüßchens, auf einem ziemlich beträchtlichen Sandhaufen sphynxartig gelagert erblickten, der sich weder durch Schreien noch Steinwürfe verscheuchen ließ — da jauchzten wir hoch auf, etwas so Seltsames auf unserm Wege anzutreffen, und Einer behauptete keck, nur zu Fuße

müsse man reisen, um zu genießen! uud ein Anderer fügte gleich hinzu: Ja — aber in schönen Gegenden! — Und ich blickte um mich und fand, daß Alles sehr schön sey und fing nun an mit Sicherheit an bevorstehende Abenteuer zu glauben, ohne zu wissen, wie nahe sie seyen. Was sind Ahnungen?! —

Das Städtchen Heilsberg fanden wir in einer befremdlichen Art gebaut; an den Häusern laufen nämlich Lauben oder Bogengänge hin, wie das in Süddeutschland häufig der Fall ist; auch ein altes Schloß ist dort zu sehen, worin sonst der Fürstbischof von Ermeland residirte. Im Uebrigen ist es unerheblich, schmutzig, und, wie üblich, schlecht gepflastert. Wir traten sehr ermüdet in den Gasthof, wo man uns in das Billardzimmer wieß. Zwei Honoratioren vergnügten sich mit diesem königlichen Spiele, und traten in den Pausen, wenn der Stoß nicht eben an ihnen war, zu einem Seitentische, um ein Schlückchen aus dem Branntweinglase zu nehmen und ein Stück Wurst zwischen die Kiefer zu schieben. Dies war

aber nicht ihre ganze Unterhaltung! Der Eine von ihnen, ein wohlbeleibtes Männchen, im grauen Rocke und eine eben solche Mütze auf dem Kopfe, die er bei unserm Eintritt nicht rückte, obgleich er uns sehr scharf in's Auge faßte, verstand sich darauf, ganz prächtige Witze für seine Mitbürger zu reißen, die an den Tischen umhersaßen und verschiedene andere Nahrungsmittel mit dieser geistigen Speise vermischten. Unsre Ankunft schien für einen Augenblick die Unterhaltung in's Stocken zu bringen.

Ich habe oft schon die Eindrücke beobachtet, die bei verschiedenen Nationen das plötzliche Hereintreten gänzlich fremder Individuen auf die Unterhaltung hervorbringt, und daraus folgendes Resultat gewonnen. Die Engländer fahren im Gespräche fort und würdigen oft den Eintretenden keines Blicks; geschieht dies indessen doch, so malt sich gewiß eine stolze Gleichgiltigkeit darin. Man thut übrigens unrecht, Engländer beim Eintreten zu grüßen, da sie nur selten den Gruß erwidern; dies thun selbst solche, die bei näherer Bekannt-

schaft recht zuvorkommend und höflich gefunden werden. Der Gedanke, gegen Wildfremde nichtssagende, beschwerliche Höflichkeitsformen zu beobachten, leuchtet ihnen nicht ein, und ich finde das in der That sehr natürlich. Wie oft sieht man nicht bei uns bäuerische Grobheit und Pöbelhaftigkeit sich dieser äußern Convenienz fügen. Die Franzosen erwidern jeden Gruß eines Fremden mit einem sehr ernsthaften Gesicht, und hierin werden sie von unserer vornehmen Welt nachgeahmt. Wer jeden Gruß mit freundlichem Grinzen oder gar mit einem Schwall nichtssagender Worte erwidern zu müssen glaubt, ist sicher ein Philister aus irgend einer kleinen deutschen Stadt, oder ein Mensch ohne Ton und Erziehung. In neuerer Zeit halten die Franzosen mit der Unterhaltung auf einen Augenblick inne, wenn sich ein Fremder an einem öffentlichen Orte zu ihnen gesellt, und senden wohl auch ein Paar flüchtige Blicke nach ihm hin, worin stets einige Raillerie bemerkbar ist.

Die Deutschen nur allein fixiren den Fremden, der zu ihnen tritt, lange und scharf und sehen

dabei sehr verdrießlich aus. Es ist auffallend, wie böse, sonst gutmüthige Deutsche einen Fremden in's Auge fassen, man sollte denken, daß sie ihn fressen wollten, obgleich sie nicht daran denken. Dieser allgemeinen Bemerkung füge ich folgende Schattirung bei: Wiener und Rheinländer nähern sich den Franzosen, Hamburger den Engländern, der Münchener, Stuttgarter, Dresdener und die Anderen aber gehören größtentheils zu denen, die ein fremdes Gesicht anzuschmollen pflegen, wenn sie es zum ersten Male erblicken. Später erweichen sich dann erst die verhärteten Sympathien. Die Bewohner ganz kleiner Städte sind gewöhnlich freundlicher gesinnt, als die der größern; sie sind neugieriger und darum gesprächiger; die Honoratioren, die den ersten Gasthof im Städtchen täglich zu besuchen pflegen, verlieren hierdurch die Fremdenscheu und werden heimlicher und zahmer. Am auffallendsten und unbequemsten ist es aber, wenn ein Fremder sich beigehen läßt, sich in eine sogenannte geschlossene Gesellschaft einführen zu lassen. Dies kann eine solche zum hartnäckigsten

Schweigen bringen. Ich habe es erlebt, daß mein sonst sehr gesprächiger Tischnachbar in einer gewissen Harmonie nicht ein Wort vorbringen konnte, wenn er ein ihm fremdes Gesicht am untern Ende des Tisches erblickte.

Der Mann im grauen Rocke hatte mehr Welt; nach dem kurzen, aber unausbleiblichen Verblüfftwerden faßte er sich sogleich wieder und riß seine Witze nach Noten, und auch das Lachen der Uebrigen stellte sich wieder ein und Alles war im gehörigen Zuge. Uns nur kam das Ganze so überaus fade vor, daß wir uns schläfrig ansahen und nicht zu lachen vermochten. Das konnte aber der Witzbold nicht verschnupfen; denn ein Jeder, der Witze reißt, kann eine Beleidigung eher vertragen als ein ernsthaftes Gesicht, oder er nimmt dieses vielmehr für die härteste. Nachdem die Billardpartie zu Ende war, verließ der Graurock das Zimmer und bald darauf erschien ein Amtsdiener und lud uns barsch in das Gemach des Herrn Landraths.

Wir erstaunten nicht wenig, uns nun mit

einem Male dem Witzbold gegenüberzusehen, der aber jetzt eine verzweifelt strenge Miene annahm. Er war der Landrath selbst, und nahm uns förmlich in's Verhör. Er gestand uns unumwunden, daß ihm unsre übertriebene Ernsthaftigkeit aufgefallen war, als Alles ringsumher lachte; wir hätten Besorgniß verrathen; es hätte ihm geschienen, als brüteten wir über einen geheimnißvollen Plan und er wollte daher unsere Pässe visitiren.

Ich nahm das Wort für meine Freunde, und erklärte, daß wir uns selbst die Erlaubniß genommen hätten, die paradiesische Gegend des Oberlandes — hier schmunzelte unser Richter — zu Fuße zu durchwandern und es nicht für nöthig erachteten, hiezu von der Polizei autorisirt zu seyn. Was unsere Ernsthaftigkeit betreffe, so seyen wir gewöhnt, nur bei geistreichen Scherzen zu lachen, deren Beziehungen wir verstehen, daß wir aber nicht im Stande gewesen wären, Anspielungen zu ergründen, die wahrscheinlich nur für den kleinen Kreis Eingeweihter verständlich gewesen, und daß wir es nicht der Mühe werth gefunden hätten,

irgend einem Menschen hier im Orte zu gefallen, unsern Zügen Zwang aufzulegen.

Diese ernste Zurechtweisung erhitzte den Landrath dergestalt, daß er uns erklärte: ernste Leute in einer heitern Gesellschaft seyen ihm stets verdächtig erschienen, und es zeige gewiß von keinem guten Herzen, an einer allgemein verbreiteten Lustigkeit nicht Theil zu nehmen.

Diese Behauptung forderte jetzt mächtig unser Lachen heraus, und als wir auf nochmalige Mahnung die Versicherung gaben, keinen Paß zu haben, wurde uns von dem mächtigen Manne, der über uns zu Gericht saß, erklärt, daß wir seine Gefangenen seyen, zugleich schellte er, und ein stämmiger Amtsdiener, Frohnvoigt oder Kerkermeister trat in's Zimmer.

Wir sahen uns fragend an: ob dies ein Abenteuer sey? und unsere trüben Blicke bekräftigten, daß es keines der angenehmsten Art sey. Konnten wir doch nicht wissen, wie weit der kleine Beamte seine Willkühr treiben würde! und im Stillen hatte sich wohl schon Jeder von uns auf

eine einstweilige Einkerkerung und mehre Verhöre gefaßt gemacht, bis daß die nöthige Erkundigung in Königsberg eingezogen seyn könnte. Das waren aber schöne Aussichten!

Nach einem umständlichen Verhöre, das formell zu Protokoll genommen wurde, sollten wir in das Stadtgefängniß abgeführt werden. Unsere Einwendungen halfen nichts, doch blinzelte unser Kerkermeister so schlau und geheimnißvoll uns zu, daß wir sogleich an Flucht aus dem Kerker, mit seiner Hilfe, dachten und uns im Herzen selig priesen, das Abenteuer dadurch pikanter machen zu können.

Wir empfahlen uns unserm Richter spöttisch, der uns triumphirend maß und dem „Schließer" noch einige Verhaltungsregeln nachrief; dann wurden wir über den Markt geführt, einem engen Gäßchen zu, wo uns eine Art von Kasernenstube in einem hohen schwarzen Hause aufnahm.

Unser guter Schließer erklärte uns nun, daß er gänzlich zu unsern Diensten sey und daß er nichts sehnlicher wünsche, als uns Bier und Tabak

herbeiholen zu dürfen. Seine alte Frau machte ein großes Feuer auf dem Heerde und fragte, was wir zu essen befehlen; kurz wir sahen bald ein, daß dieses keine strenge Haft war, und daß wir ein Götterleben dem Landrathe zum Trotz hier führen könnten. Aber den göttlichen Abend nicht im Freien zubringen zu können, das wurmte uns! Wir stellten unserm freundlichen Wirthe die Sache vor und er war es zufrieden, uns mit seinem Packan auf unserm Spaziergange zu begleiten. So zogen wir denn zu sechs, wir vier Freunde, der Schließer und sein Packan, zum Thore des Städtchens hinaus und schlenderten uns müde und matt auf den Hügeln, bis zu dem Gipfel des höchsten, der mit dem stolzen Namen „Kreuzberg" prangt. Als wir Abends spät nach Hause kamen, hatte die gute Frau Kerkermeisterin bereits unsern Tisch gedeckt, um unsern vom Spaziergange heimgebrachten Appetit auf die anständigste Weise und mit dem besten Willen zu stillen. Auch der wackere Schließer ließ sich's schmecken, nnd Packan, die liebe Bestie, zermalmte die Knochen

zur Gesellschaft, daß es eine rechte Freude war. Als wir zum Schlusse eine Flasche Punschextract aus dem Ränzel nahmen und heißes Wasser begehrten, machten der Schließer und seine Baucis gar schlaue Gesichter, als wir aber später dem Landrathe ein wohlverdientes Pereat brachten, lächelte er schelmisch und sprach: „das darf ich nicht hören!“

Nie hat ein Kerkergewölbe glücklichere und zufriedenere Menschen umfangen! Wir liebten und schätzten uns wechselseitig und sangen dabei so laut, daß die Heilsberger durch die Straße promenirten, um das freche Geschrei der inhaftirten Verbrecher zu erhorchen, die bereits zu französischen Spionen durch des Landraths geheimnißvolles Gerichtsverfahren promovirt worden waren.

Ein süßer Schlummer senkte sich auf unsere unschuldigen, punscherfüllten Häupter, und wir erwachten erst, als die goldene Mittagssonne unsern frenndlichen Kerker beschien.

„Aber was, beim Teufel! macht Ihr denn hier!“ schrie lachend eine wohlbekannte Baßstimme,

als wir uns so eben den Kaffee gut schmecken ließen, den die Frau Kerkermeisterin vor uns hingestellt hatte, und hereintrat der wackere Amtmann von Markeim, der eines Geschäfts wegen nach Heilsberg gekommen war, und kaum von der wunderbaren Geschichte gehört hatte, als wir ihm auch sogleich dabei einfielen. Wir erzählten ihm hierauf, wie Alles gekommen war, und er eilte fort, um unsere Befreiung zu bewirken. Seine Bürgschaft wurde angenommen und der Kerker zum großen Verdrusse des Schließerpaares noch vor dem Mittagessen geöffnet. Wir unterließen jedoch nicht, ihm die Auslage für die angeschafften Nahrungsmittel zu erstatten, und er versicherte uns beim Abschiede, nie so liebenswürdige Vagabunden in seinen Mauern beherbergt zu haben, so viele ihm auch schon im Leben vorgekommen wären.

Unser Amtmann aber hatte Couverts für uns im ersten Gasthause markiren lassen, und wir traten stolz in die Billardstube, wo Landrath und Honoratioren wieder versammelt waren. Kein

Witz strömte jedoch über seine Lippen, ernst und still ging für die Heilsberger das Mahl vorüber und nur wir scherzten und lachten unter uns und fuhren gleich nach dem Essen auf unsers wackern Amtmanns Wagen nach Rößel, einer kleinen, freundlichen Stadt mit einem Nonnenkloster, wo wir den frommen Schwestern feine Zwirnspitzen und ein bekanntes Backwerk abkauften, das sie selbst vortrefflich zu bereiten verstehen, um bei unserer Ankunft in Königsberg durch diese sehr beliebten Gegenstände Freude zu verbreiten. —

Angenehm war es jedoch, im Winter in meinem Vaterlande zu reisen, wenn die Schneedecke sich ringsum erstreckte, und man mit lustigem Schellengetön über die Haide jagte. Dann war jeder Weg der rechte, es ging über Weiher, die festgefroren waren, über Sträucher, Hecken und Zäune, die tief unter dem Schnee steckten.

Eine Lieblingsfahrt wurde durch die Haide von Caporn, nach dem alten Fischerflecken Fischhausen unternommen, wo die erste Kirche in Preußen gestanden und der Bekehrer Adalbert von

den Heiden erschlagen wurde. Hier war im weitläuftigen Amthause Abends die lange Fensterreihe erleuchtet und Jeder, der vorbeifuhr, durfte einkehren und ward bewirthet. War die Tafel gedeckt, so erschienen die Gäste nach und nach, die der gastfreundliche Wirth nicht einmal dem Namen nach kannte, aber dennoch Alle herzlich willkommen hieß. Diese edle, großartige Gastfreundschaft habe ich seitdem in keinem Lande wieder angetroffen.

XII.

Ina.

Komm' Ina, setze Dich zu mir in dies freundliche Kabinet. Denke Dir, es sey der Hafen unsers vielbewegten Lebens; und wenn wir unserm Gemüthe und unserm Körper auch noch Bewegung gönnen werden, immer kehren wir hieher zurück — und dort.... Die schönen Linden hinter dem Garten des Freundes werden einst uusere Gräber umschatten. Sie stehen auf dem Friedhofe der Stadt. — Blicke um Dich! Sieh die bunten Bilder, die hier hängen, es sind Bilder

aus meinem Leben; ein Theil jener Gallerie freudiger und trauriger Ereignisse werther und denkwürdiger Personen, die mir begegnet sind auf meinem Wege, treu skizzirt in der klaren Aquarellmanier.

Du kennst das blaue Heft in meinem Pulte, „ein Menschenleben“ überschrieben; diese Bilder sind ihm entnommen; das Andre ist Dein Vermächtniß; es ist viel Erfahrung darin, auch wohl einige Menschenkenntniß, die einzige Wissenschaft, die ich hienieden erlangte.

Lasse Deine Blicke wohlgefällig auf der Sammlung ruhen; dem Autor genügt es, Leser zu finden, unbekümmert, ob er Aller Sympathien erwecke; von Dir allein will er geliebt seyn. Darum beurtheile mich nicht falsch nach diesen Bildern, wenn in der Ausführung so mancher Ton nicht gut vertrieben seyn möchte; hier ein zu heftiger Schatten, dort ein zu flimmerndes Licht. Was Deiner lieblichen Bescheidenheit am meisten zusa-

gen wird, ist wohl die Rücksicht, die der Maler walten ließ, seine nothwendig obligate Figur stets in angemessener Ferne und in unscheinbaren Tinten zu halten; sie will sich nie hervordrängen, und zwang sie die Komposition, sich zu zeigen, so tritt sie doch sogleich wieder in den Hintergrund, um bedeutendern Gegenständen Platz zu machen. Wären Diese nicht dabei, so dürfte wohl mit Strenge gefragt werden, was überhaupt die ganze kleine Ausstellung solle, da in diesen Tagen an den reichsten eben kein Mangel ist.

Aber jener Bescheidenheit, die Dich ziert, zu Liebe, muß ich hier einige Irrthümer erwähnen, die sich in meine Aquarell-Sammlung, ohne meine Schuld, eingeschlichen haben. Wär's ein stolzes Buch, von dem es sich hier handelt, und keine so unscheinbare Skizzensammlung, so würde ich von Druckfehlern sprechen, und sie sorgfältig aufsuchen, anzeigen und zu verbessern bitten; diese leichten Bilder aber machen solch große Ansprüche nicht und ein gedrucktes Sündenregister des Setzers

und Correctors wäre ein Bleigewicht, das sie nicht ertrügen.

Du hast es gewiß nie von mir gedacht, daß ich mich selbst einen „feingebildeten Menschen" nennen würde, und doch hat mir der Setzer, auf der 243. Seite des ersten Bändchens, diese ganz unverhoffte Ehre erwiesen. Ich hatte aber blos im Sinne, meinem Schneider ein Kompliment zu machen, der mir einen ganz artigen Penséefarbenen Reiserock geliefert hatte, und meinte daher, mich mit einigem Fuge einen „feingekleideten Menschen" nennen zu dürfen. Stichelte vielleicht der gute Setzer darauf: daß Kleider Leute machen? —

Das sogenannte Lieblingslied Jean Paul's, die anbetungsvolle Hymne:

„Namen nennen Dich nicht!"

verwandelte der Setzer in das grelle Verbot:

„Name, nenne Dich nicht!" —

An welchen fluchwürdigen Namen mochte er da wohl gedacht haben? Pfui, Setzer! warum so ungemessen in Ausbrüchen des Hasses und der Liebe — und warum meine unschuldige Aquarellsammlung Dir dazu erwählen? —

Ein Setzer muß leidenschaftslos seyn! — Wo ich „glimmen" ließ, begann er zu „klimmen"; eine „Lufttinte" machte er zur schwindelnden „Luftbrücke", wo ich nur an „etaliren" dachte, rief er: „hier laßt uns Hütten bau'n", und etablirte sich.

Daß er Damen, die ich von ihren Männern nicht begleiten ließ, zu „von ihren Männern nicht beglückten Damen" umschuf; daß er von Mengs den Taufnamen durch ein Komma trennte; Priesen für Prisen, daß für das und umgekehrt setzte, mag noch hingehen; ich verzeihe es ihm und bitte die Leser, es mir nicht entgelten zu lassen. Obgleich ich meine Handschrift bis jetzt für eine leserliche hielt, so will ich mich doch be-

fleißigen, ihr jetzt noch einen größern Grad von Deutlichkeit zu verleihen.

Am meisten ist es mir jedoch leid, im zweiten Bändchen auf der 110 Seite lesen zu müssen, daß „Campe daran gewöhnt sey, über sich scherzen zu lassen.“ Nein — mein wackerer und sehr verehrter Freund, der Buchhändler Campe in Hamburg ist an so etwas nicht gewöhnt; und ich kenne wahrlich Niemand, dem es einfallen könnte, über den ehrenwerthen Mann zu scherzen. Das sollte heißen: „mit sich scherzen zu lassen“, denn so war es von mir gemeint.

Kleine Verunstaltungen würden den Augen der Beobachter entschlüpfen, wo es sich um das Betrachten großer Kompositionen handelt, wo aber so wenig geboten wird, wie hier, soll man mit Ernst darüber wachen, daß nichts eine Aufmerksamkeit von dem Gegenstande abwende, welche dieser nur in so sehr geringem Grade anzuziehen vermag.

Und so nimm denn, Geliebte! diese kleine Sammlung unbedeutender Schilderungen hin. Sie seyen Dir gewidmet, Ina! die Farben sind wohl das Beste daran; — die Lasuren sind die Gefühle, die aus den Bilderchen sprechen. Sie sind nicht ganz leer an Gefühl, und darum werden sie Deinem kindlichen Gemüthe nicht fremd bleiben. Du kanntest einen Theil der Originale, die mir gesessen — ein zweiter Grund, daß sie einigen Werth für Dich haben werden! —

Die Wallfahrt ist noch nicht vollendet; wer weiß, wie lange sie noch währt? — Ein Lästerer sagte voll Hohn:

„Das größte Unglück sey, geboren zu werden."

Ich unterschreibe diese Worte nicht. Nicht geboren werden, heißt: ein Fest verschlafen, das bei einigem Lärm dennoch schöne Genüsse bietet.

Glänzendes Glück hat mich nie aufgesucht — das heißt: Reichthümer und Ehren sind mir fern geblieben — aber ich bin nie unglücklich gewesen, und mir ward als höchstes Glück zu Theil, Dich zu besitzen! —

Die Dich kennen, wissen, daß ich die Wahrheit schreibe. —

Ruhig bewegt war mein Wahlspruch. Ich strebte nach Vielem; ich erreichte wenig davon; aber ich stürzte nie über. Wie so anders strebten Viele nach demselben Ziele, die dort Verzweiflung fanden, wo mir Ruhe, oft Befriedigung ward. —

Und so wollen wir's noch eine Weile treiben, Ina, wenn's der Himmel vergönnt!

Siehst Du dort die blauen, eisgekrönten Berge? — Du lächelst, Du scheinst sie zu ken-

nen! — Es ist nicht Tyrol — die Schweizerberge sind's. — Der nächste Sommer soll uns auf ihren Höhen begrüßen, ihre Alpen werden den köstlichsten Flor vor uns ausschütten, und unsre heitre Brust mit ihrer reinen Luft schwellen! —

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Aquarelle aus dem Leben

Bd.: 2. (1836). - 4 Bl., 249 S.

Stuttgart u.a. 1836

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.495(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721604-4